

Eine empirisch-analytische Annäherung

# **Interkulturelle Mediation –**

zur Bedeutung von kulturellen Unterschieden.

# **eine schwierige Vermittlung.**

Frank Liebe unter Mitarbeit von Nadja Gilbert.

Berghof Report Nr. 2  
Mai 1996  
© Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung  
Layout: Katrin Maute, Berlin  
Druck: Albruck, Berlin

Bestelladresse:  
Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung  
Altensteinstraße 48a

D-14195 Berlin

Das hier vorgestellte Projekt ›Konfliktkulturen und interkulturelle Mediation‹ wird von der Volkswagen-Stiftung, Schwerpunkt ›Das Fremde und das Eigene – Probleme und Möglichkeiten interkulturellen Verstehens‹ gefördert.

ISSN 0949-6858

# Inhaltsverzeichnis

<b>I</b>	<b>Einleitung .....</b>	<b>1</b>
<b>II</b>	<b>Prolog .....</b>	<b>3</b>
<b>1</b>	<b>Die Pilotstudie: Konfliktkulturen und interkulturelle Mediation.....</b>	<b>7</b>
1.1	Forschungsansatz und Begriffsklärungen .....	7
1.2	Die Schwierigkeiten mit der nationalen Identität.....	10
1.3	Vorläufige Ergebnisse bei der Arbeit an den Konfliktkulturen .....	14
1.4	Fazit und weiterführende Fragestellung.....	16
<b>2</b>	<b>Interaktionsanalyse einer interkulturellen Mediation .....</b>	<b>17</b>
2.1	Fragestellung.....	18
2.2	Zum Rollenspiel.....	19
2.3	Beschreibung, Interpretation und Deutung .....	20
2.3.1	Sequenz 1: »Do you feel comfortable?« .....	20
2.3.2	Sequenz 2a: Regel durch die Mediatorin.....	24
2.3.3	Sequenz 2b: Wer ist Gast? .....	25
2.3.4	Sequenz 2c: Übersetzung.....	28
2.3.5	Sequenz 3a: Zeitplanung.....	30
2.3.6	Sequenz 3b: Provokation der »Israelis« .....	31
2.3.7	Sequenz 4a: Selbstdarstellung der »Palästinenser«.....	33
2.3.8	Sequenz 4b: »Israelis« gelingt es zu unterbrechen.....	35
2.3.9	Sequenz 4c: emotionale Darstellung der »Palästinenser«.....	37
2.3.10	Sequenz 4d: emotionale Darstellung der »Israelis« .....	39
2.3.11	Sequenz 4e: Selbstdarstellung der »Israelis« .....	40
2.3.12	Sequenz 5: Chaos .....	41

<b>3</b>	<b>Schlußfolgerungen aus der Interaktionsanalyse .....</b>	<b>42</b>
3.1	Das Phänomen der Verkomplizierung durch die interkulturelle Situation .....	43
3.2	Der Umgang mit dem Sprachenproblem .....	44
3.3	Interkulturalität als Kontextualisierung .....	47
3.4	Kultur als Strategie .....	48
3.5	Interkulturelle Kompetenz der MediatorInnen.....	50
3.6	Zusammenfassung und Ausblick .....	54
<b>4</b>	<b>Literatur .....</b>	<b>55</b>

## I Einleitung

Der hier vorgestellte Text erlaubt einen Einblick in die Forschungspraxis eines am Berghof Forschungszentrum angesiedelten Projektes mit dem Titel »Konfliktkulturen und interkulturelle Mediation«. Er umfaßt Ergebnisse der im September 1995 beendeten Pilotphase und kann deshalb nur in Teilen dem Umfang der durch den Titel geweckten Erwartungen gerecht werden. Ziel war es, die schwierige Vermittlung, die eine interkulturelle Mediation darstellt, möglichst dicht an dem aufgearbeiteten Material dem/der LeserIn nahe zu bringen.

Der Begriff interkulturelle Mediation ist mißverständlich. Einerseits kann er leicht zu der Annahme verführen, es handle sich dabei lediglich um ein bestimmtes *Verfahren*, welches sich besonders gut für die Bearbeitung jeder Art von interkulturellen oder ethnopolitischen Auseinandersetzungen und Konflikten eignen würde. Andererseits wird er als Oberbegriff für verschiedene Ansätze von Konfliktbearbeitungsmodellen benutzt, wie sie im Berghof Report Nr. 1 vorgestellt wurden.<sup>1</sup>

Wenn hier von interkultureller Mediation gesprochen wird, dann ist damit die Beschreibung eines *Aushandlungsprozesses* gemeint. Wenn Konfliktparteien unterschiedlicher kultureller Herkunft sich eines Verfahrens bedienen, um den Konflikt bearbeiten zu wollen, so stehen sie vor der Aufgabe, zunächst überprüfen zu müssen, ob und wie sich das gewählte Verfahren angemessen für ihre spezielle Situation kontextualisieren läßt. Welche Kompetenzen der KonfliktbearbeiterInnen für die Schaffung einer Situation, die wir dann als interkulturelle Mediation beschreiben, notwendig sind, geht aus dem dritten Kapitel dieses Textes hervor. Sie sind Ableitungen aus der im zweiten Kapitel dokumentierten und interpretierten Simulation einer interkulturellen Konfliktbearbeitung. Um diesen Ableitungsprozeß für die LeserInnen

---

1. Norbert Ropers: Friedliche Einmischung. Strukturen, Prozesse und Strategien zur konstruktiven Bearbeitung ethnopolitischer Konflikte, in: Berghof Report Nr. 1, Oktober 1995.

nachvollziehbar zu gestalten, ist dieses Kapitel am umfangreichsten. Eine grundsätzliche Verfahrensdiskussion erlaubt das Material zu diesem Zeitpunkt noch nicht.<sup>2</sup>

Um einer anderen möglichen Enttäuschung vorzubeugen, weisen wir schon an dieser Stelle darauf hin, daß der hier vorgestellte interkulturelle Kontext eher langweilig anmutet. Es handelt sich um Ergebnisse aus einem Kleingruppenexperiment mit US-Amerikanern, Franzosen und Deutschen – Frauen und Männer zahlenmäßig gleich stark vertreten. Daß es durchaus Sinn macht, auch bei so nahen, sämtlich westlichen Kulturen nach kulturellen Unterschieden zu fahnden, illustriert das erste Kapitel dieses Textes.

Der sich dieser Einleitung anschließende Prolog greift ein weiteres, sehr verbreitetes Mißverständnis in Sachen ›Interkulturalität‹ auf, um den/die LeserIn auf den Text einzustimmen.

---

2. In den letzten Jahren hat die vermehrte Beschäftigung mit der Frage der kulturellen Prägung sozialen Verhaltens auch die Theorie und Praxis der Mediation erreicht. Exemplarisch ist dafür die Kritik an dem Harvard-Konzept in der Alternative-Dispute-Resolution-Bewegung. Die Betonung monochroner Interventionsabläufe und individueller Verhaltenszuschreibungen stelle seine Anwendbarkeit auf kollektive in bzw. mit nicht-westlichen Kulturen grundsätzlich in Frage. Für uns hingegen ist das entscheidende Kriterium, ob das Verfahren eine Interkulturalität zulassen kann oder strikt jegliche Modifikation verbietet. Wenn die Kontextualisierung gelingt, erscheint uns die zwangsläufige Gebundenheit eines Verfahrens an eine bestimmte Kultur eher unerheblich. Zum Harvard-Konzept: vgl. Roger Fisher, William Ury, Bruce Patton: Getting to Yes. Negotiating Agreement Without Giving in. New York u.a. 1991 (deutsche Ausgabe: dies.: Das Harvard-Konzept. Sachgerecht verhandeln – erfolgreich verhandeln. Frankfurt/New York 1993).

## **II Prolog: Die Konstruktion eines interkulturellen Konflikts**

### **Ein junger deutscher Mediator**

Der/die LeserIn stelle sich einen x-beliebigen Streit unter Nachbarn vor. Bitte denken Sie etwa an die Geschichte mit dem Hammer von Paul Watzlawick<sup>3</sup>: Ein offensichtlich mißgestimmter Mitbürger klingelt bei seinem Nachbarn Sturm. Als dieser öffnet, schreit ihn der Mißgelaunte an, er solle gefälligst seinen Hammer behalten, woraufhin er sich umdreht, um türknallend in seiner Wohnung zu verschwinden. Der Nachbar blickt verduzt drein, schwankt zwischen Wut und Verständnislosigkeit und schließt dann achselzuckend seine Tür. Watzlawick erklärt die Haltung seines Protagonisten, indem er uns seinen inneren Monolog vorstellt, aus dem deutlich wird, welche Vorannahmen, verzerrten Wahrnehmungen usw. zu seinem Ausbruch führten.

Verlagern wir diese Szene nun nach Berlin-Schöneberg, in einen sozial durchmischten Kiez am Kleistpark. In einem dortigen Mietshaus wohnt ein Psychologiestudent, der gerade an seiner Seminararbeit zum Harvard Konzept der Mediation sitzt. Dieser hört von seiner Nachbarin vage von dem Vorfall auf der dritten Etage und erfährt, daß das wohl zwischen den beiden da oben immer schlimmer wird. Da er erst vor kurzem in dieses Haus eingezogen ist, weder Herrn Müller noch Herrn Lipanski persönlich kennt, glaubt er, die Kriterien einer neutralen Dritten Partei erfüllen zu können. Er möchte nichts Konkretes über den ganzen Vorfall wissen, weil er sonst seine Unparteilichkeit gefährden würde. Er beschließt, seiner Seminararbeit durch ein praktisches Beispiel den letzten Schliff zu geben, und bietet sich den beiden Konfliktparteien als Vermittler an. Herr Lipanski und Herr Müller willigen, wenngleich mit unterschiedlicher Begeisterung, ein, und sie verabreden ein gemeinsames Treffen auf neutralem Boden in der Wohnung des Studenten. Durch diese Vorgespräche erfährt unser junger Mediator, daß Herr Lipanski nicht nur einen polnisch klingenden Namen hat, sondern tatsächlich ein Pole ist, der seit

---

3. Paul Watzlawick: Anleitung zum Unglücklichsein. München 1983. S. 37ff.

zwei Jahren in Berlin lebt. Er ist 25 Jahre alt, studiert an der Technischen Universität Architektur und spricht ein fehlerfreies Deutsch. Herr Müller ist 67 Jahre alt, Rentner und wohnt seit 1953 in diesem Haus.

Wieder an seinem Schreibtisch sitzend, ist unser junger deutscher Mediator mächtig ins Grübeln gekommen. Ehrlicherweise muß er gestehen, über die polnische *Kultur* gar nichts zu wissen und er fragt sich, ob durch die Tatsache, daß die Konfliktparteien eine unterschiedliche *nationale* Herkunft aufweisen, sich der Konflikt nicht ganz allgemein verändert, er beispielsweise überhaupt nicht mehr die Kriterien für eine neutrale Dritte Partei erfüllt. Wir folgen einen Moment lang dem jungen Mediator in seinen Gedanken:

» Ich hatte von Anfang an so ein skeptisches Gefühl bei diesem Harvard-Konzept und jetzt hab ich den Salat. Von wegen neutrale Dritte Partei. Wie soll ich denn da noch neutral sein, wenn ich diesen Müller sehe. Typischer Berliner Reaktionär, von wegen Weltstadt! Dann schon lieber meine schwäbische Idylle. Ich weiß doch, was diese ach so offenen Städter über Polen denken, auch wenn der Müller selbst nichts gesagt hat, war sowieso so mufflig, kommt wahrscheinlich nur, weil er denkt, daß er bei mir ein Bier kriegt. Kein Wunder, wenn ich mich sofort auf die Seite von Lipansky stelle. Obwohl, das hab ich eigentlich gar nicht schlecht gemacht, immer wenn sie mir was von ihrem Streit erzählen wollten, hab ich das gleich abgelenkt, richtig professionell. Auf der anderen Seite, diese vielen polnischen Schwarzarbeiter hier, vielleicht hatte der Müller mal was mit Bau zu tun, der kriegt bestimmt Zustände, wenn er sich vorstellt, daß es hier bald polnische Architekten gibt. Wahrscheinlich macht er die Polen für die Arbeitslosigkeit verantwortlich. Sehe ihm ähnlich, typischer zu-kurz-Denker – wenn überhaupt. Dieser Lipanski ist aber auch ein angepaßter Kerl. Der war richtig beleidigt, als ich ihm sagte, wie gut er deutsch sprechen würde, dabei habe ich das ganz anders gemeint, aber an dem Punkt sind die wohl besonders empfindlich... «

Angenommen der junge Mediator hätte tatsächlich so gedacht, dann läßt sich behaupten, daß für ihn die Information über die Tatsache der unterschiedlichen *natio-*



*nalen* Zugehörigkeiten der Konfliktparteien dazu führt, in Herrn Lipanski das Opfer zu sehen – und zwar weil er Pole ist. Und weil Herr Müller Deutscher ist, sieht er in ihm den vermeintlichen Täter. Für ihn liegt es auf der Hand, daß sich bei der Bearbeitung des Nachbarschaftskonflikts ein *interkultureller* Konflikthintergrund zeigen wird. Diese Annahme erhöht sein Engagement, ergibt sich daraus doch auch die Möglichkeit, das Konzept von Neutralität beim Harvard Ansatz praxelogisch zu kritisieren. Dort heißt es, daß interkulturelle Verhandlungen – und Mediation ist eine von einer Dritten Partei strukturierte Verhandlung – sich de facto nicht von monokulturellen Verhandlungen unterscheiden. Gelingt die Fokussierung auf die gemeinsamen Interessen, so spielen die vorhandenen kulturellen Unterschiede allenfalls eine folkloristische Rolle. Die Neutralität der Dritten Partei bestimmt sich nicht über ihre ethnische, nationale, geschlechtliche oder sonstige Zugehörigkeit, sondern über ihre Befähigung, den Prozeß der Verhandlung unparteilich so zu gestalten, daß es den Konfliktparteien möglich wird, gemeinsame Interessen zu erkennen, um eine für beide Seiten befriedigende Lösung des Konflikts erzielen zu können.

Er denkt sich hingegen, daß interkulturelle Verhandlungen grundlegend anders sind. Da die Konfliktparteien – in einem weiteren Sinn – über keine gemeinsame Sprache verfügen, kann auch nicht voraussetzungslos miteinander verhandelt werden. Das Erkennen und das Erklären der kulturell bedingten Unterschiede sind kein Kommunikationshindernis, sondern im Gegenteil die Voraussetzung für eine gelingende interkulturelle Kommunikation. Um diese herzustellen, braucht der Mediator eine interkulturelle Kompetenz, und die kann er sich nur aneignen, wenn er möglichst viel über die am Konflikt beteiligten Kulturen weiß. Im folgenden versucht unser junger Mediator also, sich alles mögliche Wissen über die polnische Kultur anzueignen.

## **Die Freundin des jungen deutschen Mediators**

Diese ist, ob seines erwachten Interesses an der polnischen Kultur, etwas irritiert. Schließlich erklärt er ihr – nicht ohne Stolz – seinen ›Fall‹. Nun ist die Verblüffung an ihm, denn sie hat offensichtlich eine völlig andere Meinung:

»Also, dein, wie du sagst, ›anti-rassistisches Engagement‹ in allen Ehren, aber der einzige interkulturelle Konflikt, den ich sehe, besteht in deiner Person. Dabei verhältst du dich genauso wie dieser Typ mit dem Hammer bei Watzlawick: Das, was in deinem Kopf vorgeht, wird für dich eine Realität. Du konstruierst einen scheinbaren interkulturellen Konflikt, nur weil du darum weißt, daß es sich bei den Beteiligten um einen Polen und einen Deutschen handelt. Es handelt sich aber auch um einen Rentner und um einen Studenten, einen alten und einen jungen Mann, jemanden, der schon lange in diesem Haus wohnt und jemanden, der noch nicht so lange hier wohnt usw. Du verwechselst nationale Herkunft mit Kultur und mißbrauchst diese beiden streitenden Nachbarn, um dein vielleicht wirklich konfliktuelles Verhältnis zu Polen zu klären. Daß du dir Sorgen um deine Neutralität machst, kann ich inzwischen verstehen, es ist aber nicht deshalb berechtigt, weil du auch deutsch bist, sondern weil du daraus alles mögliche ableitest, ohne irgend etwas über den tatsächlichen Konflikt zu wissen. Beide wollen sich doch mit dir treffen, also wollen beide einen vernünftigen nachbarschaftlichen Umgang miteinander. Bitte mach doch jetzt nicht Du eine Staatsaffäre daraus!«

# **1 Die Pilotstudie: Konfliktkulturen und interkulturelle Mediation**

## **1.1 Forschungsansatz und Begriffsklärungen**

Seit September 1994 wird im Berghof Forschungszentrum das Projekt »Konfliktkulturen und interkulturelle Mediation« durchgeführt, welches von der Volkswagen Stiftung gefördert und vom Deutsch-Französischen Jugendwerk unterstützt wird. Ziel des ersten, hier vorgestellten, explorativ orientierten Pilotseminars war es, Hypothesen über die tatsächliche Relevanz des Einflusses von kulturellen Unterschieden auf bestehende Verfahren der Konfliktregulierung bei interkulturellen Konflikten zu erarbeiten. Auf der Basis dieser Ergebnisse ergab sich eine präzise Zielformulierung für die im Januar 96 begonnene Weiterarbeit an dem Projekt:

Das Ziel des Hauptteils dieses Projektes ist es, innerhalb eines interkulturellen Kontextes ein Verfahren zur Bearbeitung von interkulturellen Konflikten zu entwickeln, zu erproben und theoretisch zu begründen. Das Erkenntnisinteresse ist dabei auf die Beschreibung, Analyse, Erklärung und Konzeptualisierung der Rolle der Dritten Partei gerichtet. Auf Grundlage des interkulturellen Lernprozesses in der Gruppe wird ein Begriff der interkulturellen Kompetenz entwickelt, der generell für die konstruktive Bearbeitung interkultureller Konflikte von Bedeutung ist.

In Rahmen des Pilotprojekts kam es im Februar 1995 zu einem 10-tägigen interkulturellen Forschungsseminar in Chorin / Brandenburg, zu dem jeweils 10 MediatorInnen aus den USA, Frankreich und Deutschland zusammenkamen.<sup>4</sup> Das Seminar wurde von einem interkulturellen Forschungsteam konzipiert und durchgeführt.<sup>5</sup>

---

4. Bei der Auswahl der TeilnehmerInnen galt das Wohnortprinzip, nicht die Staatsangehörigkeit.

5. In dem Projekt wirken mit: Prof. Dr. Thomas Fiutak von der Universität Minnesota in Minneapolis, Prof. Dr. Jacques Salzer von der Universität Paris Dauphine, Petra Haumersen und Frank Liebe vom Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung.

Die hauptsächliche Schwierigkeit dieser Arbeit besteht darin, daß sich kulturelle Unterschiede einer direkten Beobachtung im Verlauf einer Interaktion entziehen. Aus diesem Grunde entwickelten wir das Beobachtungskonzept der Irritation, mit dessen Hilfe Daten gesammelt wurden, um sich dem Beobachtungsgegenstand anzunähern. Das Konzept der Irritation besagt, daß immer dann, wenn in einer beobachteten oder erlebten Situation Verhaltenserwartungen nicht entsprochen wird und dies dann zu einer Verhaltensunsicherheit in Bezug auf das eigene Handeln führt, der Akteur A also vom Verhalten des Akteurs B irritiert (überrascht, verblüfft, entsetzt, verunsichert usw.) wird, sich zunächst vermuten läßt, daß diese Irritation u.U. auch daher rührt, daß Akteur A und Akteur B in dieser Situation nach anderen Verhaltensregeln agieren, in denen sich ihre unterschiedlichen kulturellen Prägungen ausdrücken.<sup>6</sup> Diese Irritationen, die sich zunächst aus der Analyse der Rollenspiele ergaben, dienten als Datenbasis, die im folgenden mit den Methoden des Gruppendiskussionsverfahrens und der teilnehmenden Beobachtung trianguliert wurden, um zu überprüfen, inwieweit sie tatsächlich auf die Einflußgröße Kultur oder auf andere Faktoren zurückzuführen sind.<sup>7</sup>

Die Qualität der so erhobenen Daten ist abhängig von einer Sensibilisierung von Beforschten und ForscherInnen für einen interkulturellen Lernprozeß. Wir gehen dabei von einer Definition interkulturellen Lernens aus, nach der der Ausgangspunkt dieses Prozesses bei der eigenen (in diesem Kontext!<sup>8</sup>) *nationalen Identität* zu suchen ist.<sup>9</sup> Die Irritation, die aus der Begegnung mit einer anderen Kultur erwächst, verweist auf ein kulturell bedingtes Gewordensein, weist auf ein für mich normales Verhalten und

---

6. Wir folgen damit einer wissenschaftlichen Erforschung des Verhaltens, wie sie Georges Devereux vorschlägt. ›Störungen‹ sind demnach nicht als Malheur zu betrachten, sondern als Erkenntnisquelle. Vgl. Georges Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Ffm 1984.

7. Unter der Triangulation von Methoden wird hier verstanden, daß ein Wirklichkeitsausschnitt aus verschiedenen Perspektiven beobachtet wird, um die Ergebnisse nach Ähnlichkeiten und Abweichungen zu strukturieren und sie so miteinander abgleichen zu können. Vgl. Uwe Flick: Triangulation, in Uwe Flick, Ernst v. Kardorff, Heiner Keupp, Lutz v. Rosenstiel, Stephan Wolff (Hg): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991. S.432–435.

8. In einer rein US-amerikanischen Gruppe hingegen wäre es eher vorstellbar, daß die ethnische Identität zum Ausgangspunkt eines interkulturellen Lernprozesses werden würde.

9. Mit dem Begriff ›Nationale Identität‹ ist hier der Verhaltenskanon gemeint, der dem Individuum von der Gesellschaft, in der es aufgewachsen ist, zur Verfügung gestellt wird.

unterzieht dessen Selbstverständlichkeit einer relativierenden Überprüfung.<sup>10</sup> Eine so verstandene Arbeit an den Konfliktkulturen folgt der Fragestellung, wie wir gelernt haben, in den verschiedenen Gesellschaften mit Konflikten umzugehen. Der Schwerpunkt der Erkenntnis liegt also auf der Bewußtwerdung des eigenen kulturellen Gewordenseins und nicht auf dem Erklären und Verstehen einer anderen Kultur.

Für das gemeinsame Verständnis von dem Begriff ›interkultureller Konflikt‹ wurde im Verlauf des Forschungsseminars folgende Arbeitsdefinition gefunden:

Auch wenn die Konfliktparteien über eine unterschiedliche nationale Herkunft verfügen, ergibt sich aus dieser Konstellation nicht notwendigerweise ein interkultureller Konflikt. Wir reden daher nur dann von einem interkulturellen Konflikt, wenn im Verlauf der Konfliktbearbeitung deutlich wird, daß Unterschiede des beobachteten Verhaltens der Akteure sich mit deren Zugehörigkeiten zu einer nationalen Kultur erklären lassen und dieses unterschiedliche Verhalten den Prozeß der Konfliktbearbeitung maßgeblich beeinflußt.

Dabei sind wir davon ausgegangen, daß kulturelle Unterschiede als national-kulturelle Unterschiede begriffen werden. Hingegen sollten die in jeder der ›nationalen‹ Teilgruppen vorhandenen ethnischen oder anderen möglichen Differenzierungen in den Hintergrund treten. Fokus unseres Interesses war die Unterschiedlichkeit verschiedener Gesellschaften, die ihren Mitgliedern einen bestimmten Verhaltenskanon für die jeweiligen Situationen zur Verfügung stellen, der die jeweils unterschiedlichen nationalen Entwicklungen zum Ausdruck bringt – ohne damit leugnen zu wollen, daß alle drei beteiligten Gesellschaften ausgesprochen heterogen zusammengesetzt sind. Das spezifisch ›kulturelle‹ Verhalten kann so mit den spezifischen nationalen Entwicklungen der unterschiedlichen Gesellschaften in Verbindung gebracht und erklärbar gemacht werden.

Zurückblickend auf die kurze Geschichte, die im Prolog vorgestellt wurde, folgen wir also zunächst der Argumentation der Freundin des jungen Mediators. Aufgrund der

---

10. Vgl. Petra Haumersen, Frank Liebe: Eine schwierige Utopie. Der Prozeß interkulturellen Lernens in deutsch-französischen Begegnungen. Berlin 1990. S. 18ff.

gegebenen Informationen läßt sich nicht von einem interkulturellen Konflikt sprechen. Damit wird jedoch noch nicht ausgeschlossen, daß der Verlauf der Mediation zeigen könnte, daß sich die Verhaltensunterschiede auf Verhaltenserwartungen gründen, deren Unterschiedlichkeit sich mit den verschiedenen national-kulturellen Hintergründen erklären lassen. Wenn dem so wäre, müßte man nach der gegebenen Definition von einem interkulturellen Konflikt sprechen.

## **1.2 Die Schwierigkeiten mit der nationalen Identität**

Wie nicht anders zu erwarten, traf die Vergrößerung, die TeilnehmerInnen auf ihre nationale Herkunft zu reduzieren, auf heftigen Widerstand. Gemeinhin werden alle drei beteiligten nationalen Kulturen als ›individualistisch‹ beschrieben.<sup>11</sup> Dementsprechend empfanden es die TeilnehmerInnen als eine Zumutung, sich reduktionistisch als deutsch, französisch oder amerikanisch zu definieren. Es kam zu dem gerade auch in interkulturellen Gruppen dieses ›westlichen‹ Zuschnitts häufig auftretenden Phänomen der Tabuisierung des Nationalen.<sup>12</sup> Dies zeigte sich insbesondere bei der Arbeitseinheit zu den Konfliktkulturen, bei der nach den jeweiligen Fremdbeschreibungen gefragt wurde. Verlangt wurde von den jeweiligen ›nationalen‹ Gruppen eine Beschreibung der beiden anderen anwesenden Konfliktkulturen. So sollten beispielsweise die Franzosen einschätzen, ob die Amerikaner im allgemeinen eher zu einem offensiven oder eher zu einem defensiven Konfliktverhalten neigen.<sup>13</sup> Der Widerstand gegen diese Aufgabenstellung war bei allen drei nationalen Gruppen vergleichbar stark ausgeprägt,

---

11. Vgl. Geert Hofstede: *Cultures and Organizations. Software of the Mind*. London u.a. 1991. S.54.

12. vgl. Jean-René Ladmiral, Edmond Marc Lipiansky: *La communication interculturelle*. Paris 1989.S.293ff.

13. Dies taten alle Gruppen wechselseitig. Gefragt wurde nach Einschätzungen über Konfliktverhalten, -geschichte, -philosophie, -raum, -bereitschaft. In nationalen Gruppen wurde dann auf einer Skala von 1–7, womit die extremen Positionen benannt wurden (z.B. geschichtliche Konflikte im Alltagsbewußtsein sehr präsent bzw. unwichtig), zunächst individuell eine Einschätzung vorgenommen und anschließend wurde sich darüber ausgetauscht, wie diese Bewertungen zustande kamen. In der Gesamtgruppe folgte dann die Präsentation der Fremdbeschreibungen und anschließend äußerten sich die Beschriebenen.

äußerte sich allerdings bei der Bearbeitung dieser Thematik – und dieses Gruppenphänomen war das eigentliche Ergebnis dieser Arbeitseinheit – recht unterschiedlich:

- Die *US-Amerikaner*, die mit aller Klarheit auf ihre Unterschiedlichkeit verwiesen und eine Trennung zwischen Meinungen und Vorstellungen über die USA und sich als Personen machten, agierten denkbar homogen. Bis hin zu ihrer Körpersprache wehrten sie alle Zuschreibungen über ›die Amerikaner‹ als für sich persönlich nicht zutreffend geschlossen ab. Ebenso verweigerten sie es individuell wie als Gruppe, sich zugespitzt oder gar karikierend über die anderen zu äußern – mit dem Hinweis, daß sie nicht über genügend gesicherte Informationen, speziell über die Deutschen, verfügten.
- Eine Amerikanerin verglich die Reaktion der *Franzosen* mit der einer schnurrenden Katze. Sehr wohlgefällig wurden die positiven Beschreibungen übernommen und die kritischen Bemerkungen übersehen. Dies änderte sich dramatisch, als die deutsche Gruppe ihnen immer wieder spiegelte, daß auch anderes gesagt wurde, was eine heftige deutsch-französische Debatte (bei der die US-Amerikaner staunend bis verständnislos zusahen) mit wechselseitigen, sehr ›typischen‹ Schuldzuweisungen zur Folge hatte. ›Ihr wollt Euren Schuldkomplex uns einreden‹ gegen ›die typische Arroganz der Franzosen‹. Im Verlauf dieser sehr engagierten Debatte spaltete sich die französische Gruppe immer mehr auf und wurde zusehends individualistischer. Am Ende gab es klar erkennbar zu *bestimmten* Punkten innerhalb der französischen Gruppe unterschiedliche Positionen.
- Die Nicht-Deutschen (d.h., diejenigen, die nicht als Deutsche in einem staatsbürgerlichen Verständnis geboren sind) innerhalb der *deutschen* Gruppe übernahmen mehr oder weniger ausgeprägt die amerikanische Position. Die anderen reagierten in erster Linie auf die negativen Beschreibungen von deutscher Konfliktkultur (ganz im Gegensatz also zu den Franzosen) und versuchten, den anderen sehr persönlich und differenziert ihr Verhältnis zur deutschen Geschichte zu erklären, darum bemüht, sich nicht zu entschuldigen, jedoch ihre individuelle

Auseinandersetzung zu verdeutlichen. Da eine ähnliche Anstrengung von den beiden anderen Gruppen so deutlich nicht unternommen wurde, übernahmen sie es, eine solche einzufordern, was zumindest mit den Franzosen auch funktionierte. Unempfänglich hierfür blieben allerdings die US- Amerikaner.

Mit dieser kurzen Skizzierung der unterschiedlichen Reaktionen wird deutlich, was wir mit einer Arbeit an den Konfliktkulturen intendierten. Selbstverständlich ist es für interkulturelle MediatorInnen eine Zumutung, Karikaturen über andere Kulturen abliefern zu sollen.<sup>14</sup> Von vornherein hatten die dabei entstandenen Bilder nur einen zu vernachlässigenden Erkenntniswert. Betrachtet man jedoch, wie die Gruppe auf diese Zumutung reagierte, ergeben sich ganz greifbare Unterschiede, die sich *auch* mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten nationalen Kultur erklären lassen. Offensichtlich war, daß diese US-Amerikaner in diesem Kontext nicht über Vorurteile reden wollten. (Explizit wurde von einer Teilnehmerin gesagt, daß dies gefährlich sei, weil anschließend mehr Vorurteile da wären als vorher.) Offensichtlich war auch, daß diese Franzosen zunächst sehr gut mit den Bildern über sich selbst leben konnten und offensichtlich war schließlich, daß diese Deutschen vor den Vorurteilen über sich als Deutsche Angst hatten. Theoretisch bringt diese Beobachtung nichts Neues, praktisch jedoch fand bei diesem Prozeß ein Erfahrungslernen statt, welches verdeutlichte, daß es ganz unterschiedliche und anders geprägte Ich-Wir Balancen<sup>15</sup> gibt, die sich sehr stark aus den unterschiedlichen nationalen Entwicklungen erklären lassen.

Damit wird eine im Vorfeld des Projekts oftmals formulierte Kritik an dem Projekt relativiert, bei der gefragt wurde, warum denn ausgerechnet bei diesem Forschungsfeld mit drei so ›nahen‹ Kulturen gearbeitet werden müßte. Wie bereits erwähnt, verstanden sich die TeilnehmerInnen fast ausschließlich als Individuen und nicht als VertreterInnen

---

14. Bei dieser Übung haben wir uns von dem Vorurteilsspiel von Helmolt Rademacher und Maria Wilhelm ›Haben sie Vorurteile?‹ inspirieren lassen. Helmolt Rademacher, Maria Wilhelm: Spiele und Übungen zum interkulturellen Lernen. Berlin 1991. S.214.

15. Der Begriff Ich-Wir Balance erlaubt Norbert Elias, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft unabhängig von historischen Entwicklungsverläufen zu beschreiben und zu vergleichen. Mit Ich-Identität beschreibt er die Bedeutung, die dem Individuum in diesem Verhältnis beigemessen wird, während die Wir-Identität die Bedeutung der Familien-, Stammes- oder Staatsangehörigkeit beschreibt. Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a. M. 1987. S. 209ff.



einer – gar nationalen – Kultur. Dieser Schwierigkeit hätten wir mit einer anderen Komposition der Gruppe leicht ausweichen können. Eine eher individualistische Gruppe bringt hingegen den Vorteil mit sich, sich gegen vorschnelle Interpretationen von Verhalten, begründet mit einer unterstellten kulturellen Differenz, zu verwehren. Da ein kultureller Einfluß bei gemeinsamen Interaktionen nun mal nicht direkt zu beobachten und zu isolieren ist, besteht ohnehin die Gefahr, grundsätzlich *alle* Verhaltensunsicherheiten in einem interkulturellen Kontext als kulturell bedingt einzuordnen und damit scheinbar erklärbar machen zu wollen. Kultur wird dabei zu einem Faß ohne Boden ohne eigentlichen Erkenntniswert. Diese Arbeitseinheit förderte hingegen konkrete Verhaltensunterschiede von nationalen kulturellen Gruppen zutage, die relativ (von den TeilnehmerInnen jedenfalls) unbeabsichtigt Hinweise darauf gaben, daß die jeweiligen Konzepte von nationaler Identität in dieser Situation der Zumutung und in diesem Kontext jeweils anders gelebt werden. Und das jeweilige Konzept von nationaler Identität hat eben auch einen Einfluß auf das Verständnis von interkultureller Mediation, das Verständnis von Neutralität und das Formulieren von Verfahren.

In aller Vorsicht – und im vollen Bewußtsein von nicht zulässigen Verallgemeinerungen – lassen sich gleichwohl folgende Beobachtungen festhalten:

### 1.3 Vorläufige Ergebnisse bei der Arbeit an den Konfliktkulturen

- Zumindest in dieser Gruppe gab es eine Tendenz der US-MediatorInnen, sich nicht als US-Amerikaner zu kennzeichnen oder verstehen zu wollen. Sie sahen sich als eigenständige Individuen, geformt und geprägt von vielfältigen kulturellen, ethnischen usw. Unterschieden, die diese US-Individuen zu interkulturellen Individuen werden lassen. Demzufolge hat eine allgemeine Beschreibung der US-Gesellschaft in aller Regel nichts mit einem tatsächlichen USA-Einwohner gemeinsam. Diese Fähigkeit, nahezu vollständig die nationale kulturelle Geschichte von der eigenen persönlichen zu trennen, spiegelt sich notwendigerweise auch in ihrem Verständnis von einer interkulturellen Mediation. Wenn das ›Ich‹ als ein Produkt einer multikulturellen Gesellschaft angesehen wird, dann sind alle von diesem ›Ich‹ vorgeschlagenen Verfahren gewissermaßen von selbst universell. Jedenfalls dann, wenn die MediatorInnen als Individuen auftreten und nicht als VertreterInnen einer nationalen Kultur und die Konfliktparteien gleichfalls vorurteilsfrei lediglich als Individuen gesehen werden. Dies erklärt, warum die im Harvard Konzept formulierte Neutralität auch bei interkulturellen Konflikten überhaupt möglich sein kann. Mit der professionellen Trennung von Ich und Kollektiv werden die kulturellen Unterschiede nicht geleugnet, sie haben aber auch kein besonderes oder gar eigenständiges Gewicht. Sie sind lediglich ein selbstverständlicher, aber wenig aussagekräftiger Bestandteil der eigenen Identität. Diese Haltung spiegelt durchaus das Verhältnis von Minderheiten und Mehrheiten wieder, wie es in der US-amerikanischen Gesellschaft des ›melting pots‹ vorgegeben ist. Die strikte Individualität erscheint dann als ein Ausweg, um sich als US-Amerikaner überhaupt definieren zu können. Aus dieser ›amerikanischen‹ Sicht macht der Terminus ›Ich-Wir-Balance‹ wenig Sinn. Das Wir ist aufgrund der dort enthaltenen Unterschiede jeglicher Art praktisch weder zu beschreiben noch zu erklären. Das Ich ist zwar ein Produkt dieses Wir, weil auch das Ich als Resultat vielfältiger Einflüsse erscheint, doch liegt es in der Verantwortung jedes Einzelnen, Unterschiede gleich welchen Ursprungs als Normalität und somit wertfrei erleben zu können.

- 
- Die anwesenden Franzosen hatten offensichtlich keinen Grund, sich von dem ihnen angetragenen Frankreich-Bild zu distanzieren. Dies trifft insbesondere auch auf die – nach einem deutschen juristischen Verständnis – Nicht-Franzosen zu. Das Verhältnis von Minderheiten zu Mehrheiten ist dabei bestimmt durch die Integrationskraft des Modells der Nation. Unabhängig von der kulturellen Identität, zeigten sie sich in dieser Situation und in diesem Kontext als individualistische Franzosen. Die positiven Seiten hörte man gern, die anderen wurden – zunächst – nicht zur Kenntnis genommen. Zumindest diese Franzosen hatten keine Probleme damit, von den anderen als Franzosen beschrieben zu werden, da zunächst nur Positives erwartet und auch nur gehört wurde. Darin drückt sich ein stabiles Selbstverständnis aus, das erwarten läßt, daß sie im Kontext einer interkulturellen Mediation keine allzu großen Problematisierungen etwa des Einflusses ihrer nationalen/kulturellen Zugehörigkeit auf die Neutralität anstellen werden. Bei der aufgezwungenen und angenommenen Debatte gab es zwar unterschiedliche Positionen in Bezug auf die Auslegung und Verwobenheit mit der eigenen Geschichte, es blieb aber – vielleicht auch, weil dies so möglich ist – bei dem von sich überzeugten Selbstbild. Im ›französischen‹ Fall stützt das Wir das Ich. Auf der Basis einer grundsätzlichen Anerkennung des Wir entfaltet das Ich seine Individualität.
  - Für diese Deutschen stellte sich die Situation wiederum ganz anders dar: Weder war es ihnen möglich, sich von ihrer kollektiven Geschichte zu distanzieren, noch waren sie in der Lage, die positiven Beschreibungen zu hören und die negativen zu überhören. Ihr Individualismus wird erst durch eine öffentliche Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte möglich. Eine solche Auseinandersetzung scheint bei diesen Deutschen zum Bestandteil ihrer (nationalen) Identität geworden zu sein, und wie selbstverständlich klagen sie ähnliches bei anderen ein. Es liegt auf der Hand, daß eine gewisse Angst davor vorhanden ist, als ›Deutscher‹ identifiziert zu werden, ohne die Gelegenheit zu erhalten, die eigene Auseinandersetzung mit Geschichte darzulegen. Aus dieser Sicht ist die Frage der Neutralität bei einer interkulturellen Mediation also ganz anders zu problematisieren. Die ›deutsche‹ Ich-Wir Balance stellt sich so dar, daß das Ich durch das Wir tendenziell gefährdet erscheint. Das

Verhältnis zwischen Wir und Ich ist problematisch und deshalb von großer Bedeutung. Erst durch die Auseinandersetzung, verbunden mit einer entsprechenden rationalen Distanznahme zum Wir, wird es dem Ich möglich, befreit aufzutreten. Daß die ›Nicht-Deutschen‹ innerhalb der deutschen Gruppe sich von diesem Dilemma distanzieren konnten, entspricht durchaus der eher multikulturellen Vorstellung eines (beziehungslosen) Nebeneinanders innerhalb der deutschen Gesellschaft.

#### **1.4 Fazit und weiterführende Fragestellung**

Nochmals, Intention dieser Arbeit war es nicht, sich gegenseitig die verfügbaren Stereotypen und Vorurteile um die Ohren zu schlagen. Auch wollten wir keine Fremdbeschreibungen der französischen, deutschen oder US-amerikanischen Konfliktkultur. Wichtig hingegen war, einen Prozeß zu erleben, bei dem die dialektische Beziehung zwischen Wir und Ich deutlich wird und in dessen Verlauf aus einem noch so individualistischen Ich ein Wir werden kann, ohne daß dabei notwendigerweise das Ich verschwindet. Die Wahrnehmung der Unterschiede in den Ich-Wir Balancen war in diesem Kontext Ergebnis einer interkulturellen Sensibilisierung und strukturierte unterstützend die Beobachtung von kulturellen Unterschieden in dieser Gruppe. Auf Grundlage dieser Sensibilisierung läßt sich nun weiterfragen, wie sich die erfahrenen Unterschiede tatsächlich auf die Interaktionen im Verfahren der interkulturellen Mediation auswirken. Im Rahmen der Pilotphase war es jedoch nicht die Intention, das konkret beobachtete Verhalten bei einer interkulturellen Mediation auf die beteiligten Konfliktkulturen zu beziehen. Ein solcher Versuch ist der sich jetzt anschließenden Hauptstudie vorbehalten. Allerdings wollen wir nun in einem nächsten Schritt der Frage nachgehen, inwieweit sich eine interkulturelle Mediation von einer monokulturellen<sup>16</sup> unterscheidet.

---

16. Unter monokulturell wird von uns verstanden: innerhalb eines nationalen Kontexts.

## 2 Interaktionsanalyse einer interkulturellen Mediation

Zunächst stellt sich die Frage, ob sich aus der Analyse eines Rollenspiels überhaupt Schlußfolgerungen ableiten lassen, die verallgemeinernd ein Verfahren der interkulturellen Mediation beschreiben können. Deshalb möchten wir an dieser Stelle daran erinnern, daß die Pilotphase lediglich explorativen Charakter haben sollte und ihre hier vorgestellten Ergebnisse nur dazu dienen sollten, begründete Hinweise zu liefern, in welcher Richtung bei der Hauptstudie weiterzuforschen wäre. Zweifellos handelt es sich bei einem Rollenspiel um eine Simulation, und deren Authentizitätsgrad ist mit Recht zu hinterfragen. Andererseits erlaubt ein Rollenspiel Erkenntnisse, gerade auch im Hinblick auf die sich verfeinernden Fragestellungen und Infragestellungen der gemachten Beobachtungen, die bei einer reinen Feldforschung nicht zugänglich gemacht werden können, ohne die Akteure und die Interaktionen massiv zu beeinflussen und damit die Ergebnisse zu verzerren.

Fokus unseres Interesses ist nicht, die Konfliktanalyse eines *bestimmten* interkulturellen Konflikts zu erbringen, sondern verallgemeinerbare Aussagen machen zu können, inwieweit die Interkulturalität eines Konflikts die Interaktion bei einer Konfliktbearbeitung verändert. Insofern haben wir die Ausschnitte *dieses* Rollenspiels nicht deshalb dokumentiert, weil wir annehmen, daß sich die Akteure besonders authentisch – in Bezug auf den real zugrunde liegenden Konflikt – verhalten hätten, sondern weil dieser Ausschnitt einige typische Abläufe innerhalb eines interkulturellen Kontextes verdeutlichen kann.

## 2.1 Fragestellung

In diesem Kapitel wird es um die Frage gehen, ob, und wenn ja, in welcher Art und Weise der Einflußfaktor Kultur für das Gestalten von Verfahren der Konfliktregulation tatsächlich relevant ist. Inwieweit unterscheiden sich monokulturelle und interkulturelle Mediation? Werden ausreichend signifikante und vor allem auch identifizierbare Unterschiede erkennbar?

Wir wollen versuchen, uns diesen Fragen anhand einer Videoaufzeichnung von einem Rollenspiel zu nähern, in dem der Versuch einer interkulturellen Mediation gemacht wurde. Vorgestellt werden die ersten 20 Minuten dieser Simulation. Diese Zeit wurde in *Sequenzen* unterteilt. Sequenz meint hier abgeschlossene intentionale Sinneinheiten, die alle Interaktionen von der ursprünglichen Intention bis zu den dadurch ausgelösten Reaktionen umfaßt. Wenn der Intention von einem der Akteure nicht entsprochen wurde, etwa indem eine ›falsche‹ Antwort gegeben wurde oder eine Frage ›anders‹ verstanden wurde, dann werden die Sequenzen in sich nochmals in a, b, c... unterteilt, bis ein relativer Abschluß dieser Interaktionskette erkennbar wird.

Die Beschreibung der Sequenzen erfolgt zumeist sinngemäß und nur stellenweise in wörtlicher Rede<sup>17</sup>, die dann aber als solche gekennzeichnet ist. Die Beschreibungen entsprechen einer reinen Inhaltsangabe, die das Geschehen annähernd objektiv wiedergibt. Annähernd deshalb, weil jeweils nur *der* Teil der Interaktionen dargestellt wird, bei dem wir bei der Dokumentation davon ausgingen, daß er sich als relevant für den weiteren Interaktionsprozeß erwiesen hatte. Insofern haben die Beschreibungen einen zusammenfassenden Charakter, sind also immer auch interpretativ. Dieser Vergrößerung der Sequenzierung, etwa im Vergleich mit dem Kodierungsprozeß innerhalb der ›Grounded Theorie‹, bei der eine strenge Zeile-für-Zeile-Interpretation verlangt wird<sup>18</sup>, entgeht zweifellos viel von dem Material. Dennoch war es für uns ein Weg, uns der komplexen Situation methodisch anzunähern, ohne von der Gleichzeitigkeit der Interaktionen und der damit einhergehenden Datenfülle ›erschlagen‹ zu werden, und so dennoch zu Aussagen kommen zu können.

---

17. Die Veröffentlichung einer exakten Transkription erschien uns für die Gewinnung von explorativen Aussagen unangemessen aufwendig.

Den Beschreibungen folgt eine *Interpretation*, die sich in ihren Aussagen direkt und ausschließlich auf die vorausgegangene Beschreibung bezieht. Die Interpretationen lesen sich oftmals wie ein Kommentar zu der Sequenz. Sie haben keinen abgeschlossenen Charakter, sondern sollen durchaus zu Stellungnahmen der LeserInnen sowie zur Überprüfung anregen, inwieweit sie intersubjektiv plausibel erscheinen.

Bei den *Deutungen* handelt es sich um Interpretationen, die sich nicht allein auf die vorausgegangene Sequenz beziehen, sondern den gesamten bisherigen Verlauf umfassen. Die Deutungen verbinden den durch die Sequenzierung künstlich getrennten Interaktionsstrom wieder miteinander und überprüfen, bestätigen oder widersprechen den Interpretationen.

Die hier vorgestellte Auswertungslogik bemüht sich um eine hohe Transparenz. Es handelt sich nicht um ein abgeschlossenes Verfahren, sondern entspricht vielmehr dem anvisierten dialogischen Forschungsverständnis.

## **2.2 Zum Rollenspiel**

Die Simulation fand am Ende der forschungsorientierten Begegnung in Chorin statt. Die Gruppe hatte also schon einiges miteinander erlebt und war für interkulturelle Prozesse sensibilisiert. Das Szenario für dieses Rollenspiel wurde von einer deutschen Teilnehmerin vorgeschlagen und basierte auf ihren Erfahrungen. Wie im sonstigen Verlauf des Seminars üblich, gab es nur spärliche Kontextbeschreibungen:

Es handelt sich um einen Konflikt zwischen israelischen Siedlern und Palästinensern. Eine erneute Eskalation des Konflikts wird dadurch ausgelöst, daß israelische Siedler beabsichtigen, ihr Siedlungsgebiet zu erweitern und mit Bulldozern auf von Palästinensern bewohnte Häuser zuzufahren. Sie werden

---

18. Vgl. Anselm L. Strauss: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München 1991.

aber gestoppt und erklären sich zu einer Verhandlung bereit. Die neutrale Dritte Partei besteht aus einem US-Amerikaner und einer Jordanierin.

Es wurde vereinbart, daß die ›Palästinenser‹ französisch, die ›Israelis‹ englisch sprechen sollten. Die Spielparteien setzten sich zunächst (im Laufe des Spiels wechselten die SpielerInnen, nicht aber während der ersten 20 Minuten) nach Sprachkompetenzen zusammen. Als MediatorInnen agierten zwei Deutsche, ein Mann und eine Frau, die von sich aus beschlossen, englisch zu reden. Beiden Spielparteien wurde ein/e ÜbersetzerIn zugeteilt. Die beiden Spielparteien bestanden aus jeweils drei Delegierten.

## **2.3 Beschreibung, Interpretation und Deutung**

### **2.3.1 Sequenz: 1: »Do you feel comfortable?«**

#### *Beschreibung*

MEDIATORIN: Bedankt sich für die Einladung. Weist daraufhin, daß es zunächst darum geht, die Regeln zu klären. Deshalb ihre erste Frage, ob sich alle aufgenommen und wohl fühlen mit der vorhandenen Anordnung?

ISRAELIS: einer der Israelis interveniert: »Ich bin der Sprecher unserer Gruppe.«

ÜBERSETZER DER ISRAELIS:

Er übersetzt für die Palästinenser Rede der Mediatorin und Vorschlag der Israelis.

ISRAELIS: Israelis ergreifen nochmals das Wort, um ihre interne Regelung ausführlicher zu begründen: Wir wollen das so machen, damit wir die Kommunikation systematisieren und vereinfachen.

Übersetzung.



- MEDIATORIN: Auffordernde Geste der Mediatorin hin zu Palästinensern, sich zu dem Vorschlag zu äußern.
- PALÄSTINENSER: Beraten untereinander, erklären sich einverstanden. Sie übernehmen das vorgeschlagene Modell und haben jetzt auch einen Sprecher, die anderen haben den Status von Beratern.
- MEDIATORIN: Sind alle damit einverstanden?  
Abnicken.<sup>19</sup>

Quelle: Videoaufzeichnung 0.00 – 2M.44S

### *Interpretation*

Die Mediatorin schickt voraus, daß sie beginnen möchte, die Regeln des Verfahrens zu bestimmen, tatsächlich beginnt sie aber mit einer Frage an die Konfliktparteien, ob sich alle in der vorgefundenen Anordnung wohl fühlen.

Ohne die Übersetzung abzuwarten, intervenieren die ›Israelis‹ und stellen fest, daß sie diese Anordnung bereits von sich aus verändert haben. Sie haben einen offiziellen Sprecher, die Funktion der beiden anderen ›Israelis‹ bleibt zunächst unerwähnt. Sie erklären, wie sie für sich gedenken, mit den anderen reden zu wollen.

Die Mediatorin hat englisch gesprochen, die ›Israelis‹ sprechen ebenfalls englisch. Dies mag der Grund dafür sein, daß eine direkte Intervention möglich wurde. Die ›Israelis‹ können direkt mit der Mediatorin kommunizieren. Die ›Palästinenser‹ haben zu diesem Zeitpunkt noch nichts verstanden.

Erst jetzt übersetzt der israelische Übersetzer für die ›Palästinenser‹. Wieder nutzen die ›Israelis‹ die entstehende Pause, um ihre Vorgehensweise zu begründen. Dem bloßen Statement folgt eine Begründung, die durchaus vernünftig klingt.

Problematisch scheint der Umgang mit der sprachlichen Nähe der MediatorInnen zu einer Konfliktpartei. Mit ihrer Unterstützung wird daraus eine inhaltliche Dominanz. Die Mediatorin will zunächst die Regeln klären, doch werden von einer Konfliktpartei bereits Regeln aufgestellt. Es gibt keine klare Reglementierung von Seiten der Mediatorin, wann das Wort ergriffen wird, es gibt keine klare Struktur, wann übersetzt wird. Die Initiative

---

19. Bei der Beschreibung der Sequenzen verzichten wir bei der Kennzeichnung der Konfliktparteien auf Anführungsstriche.

zur Übersetzung geht von den Übersetzern aus, sie wirkt daher eher als eine Störung, denn als ein normaler und selbstverständlicher Bestandteil dieses Settings.

Mit ihrer Erklärung erreichen die ›Israelis‹ dreierlei:

1. Sie zeigen, daß sie vorbereitet sind und sich bereits Gedanken gemacht haben. Sie begründen ihr Vorgehen mit einem Argument, dem man sich schwer entziehen kann und betonen somit ihren Willen zur Konstruktivität. Da es sich um ihre Idee handelt, und sie ja durchaus vernünftig klingt, zwingen sie die anderen zur Stellungnahme – selbst dann, wenn sie ihr Verfahren nicht ausdrücklich auch für die andere Konfliktpartei vorschlagen.
2. Das Sprecher-Modell vereinfacht nicht bloß die Kommunikation, sondern schützt auch die eigene Gruppe. Es steht zu erwarten, daß nur noch *eine* veröffentlichte Meinung die anderen erreicht. Interne Auseinandersetzungen oder abweichende Meinungen bleiben so innerhalb der israelischen Gruppe. Der Sprecher wird zu einem Diplomaten. Nur was er sagt, wird übersetzt, und nur dies erfährt die andere Partei.
3. Damit wird das – hier zunächst vorhandene – Delegationsprinzip zumindest verändert bzw. spezifisch definiert. Da es ihr Vorgehen ist, welches sie nicht zur Disposition stellen, verändern die ›Israelis‹ einseitig das Setting und übernehmen somit dessen Gestaltung.

Nachdem die Übersetzung der israelischen Erklärung erfolgt ist, übergibt die Mediatorin mit einer Geste – also sprachlos – das Wort an die ›Palästinenser‹. Hierfür können wir uns zwei Interpretationen vorstellen:

1. Die sprachlose Geste der Mediatorin drückt Hilflosigkeit aus. Sie reicht das Empfangene kommentarlos weiter und billigt damit das Vorgehen der ›Israelis‹, signalisiert ihr Einverständnis. Weder deren Unterbrechungen noch deren Definitionsgewalt werden von ihr in Frage gestellt. Sie läßt es geschehen und wendet sich stumm an die andere Partei, deren Sprache sie nicht spricht. Auch diese Stummheit drückt aus, daß sie die andere Partei als weiter entfernt empfindet. Sie ›spricht‹ ausschließlich mit den Händen und symbolisiert so, daß für sie

die Kommunikation mit ihnen schwieriger ist, daß sie nur auf einem sehr einfachen Level stattfinden kann.

2. Die Geste transformiert die einseitige Erklärung in einen Vorschlag an die andere Konfliktpartei. Das kommentarlose Weitergeben der Erklärung signalisiert, daß sie inhaltlich mit ihr übereinstimmt und fordert die andere Konfliktpartei auf, Stellung zu nehmen. Sie überläßt die Entscheidung, ob diese Regel vertiefend diskutiert werden soll, der anderen Konfliktpartei.

Die ›Palästinenser‹ erklären sich, nach einer internen Beratung, einverstanden und übernehmen das Sprecher-Modell. Der Sprecher erklärt die anderen Delegationsmitglieder zu seinen Beratern. Sie haben also auf den impliziten Vorschlag reagiert und ihn angenommen. Damit signalisieren sie ebenfalls ihre Bereitschaft zur Konstruktivität und zur Kooperation. Sie zeigen damit, daß sie durchaus in der Lage sind, vernünftige Vorschläge, selbst wenn sie von der anderen Partei kommen, anzunehmen.

Die Mediatorin fragt, ob alle mit dieser Übereinkunft einverstanden sind und beide Parteien stimmen zu.

Mit ihrer Abfrage übernimmt die Mediatorin wieder die Initiative. Der Verlauf hin zu dieser Übereinkunft wurde zwar weder von ihr bestimmt, noch hat sie die wahrscheinlich erwarteten Antworten auf ihre Frage bekommen, aber sie billigt und anerkennt somit den Prozeß. Das Setting hat sich, scheinbar als Verhandlungsergebnis, verändert.

### **2.3.2 Sequenz: 2a: Regel durch die Mediatorin**

#### ***Beschreibung***

- MEDIATOR: Die Sequenz wird durch den Mediator eingeleitet. Er erklärt, daß alle was zu sagen haben und auch dran kommen werden.
- MEDIATORIN: Die Mediatorin bekräftigt, daß alle eine Chance bekommen, jedeR wird ernst genommen.  
Übersetzung  
Dies wird durch die Konfliktparteien abgenickt.
- PALÄSTINENSER: Die Palästinenser nehmen ihr Nicken zum Anlaß, das erste Mal von sich aus das Wort zu ergreifen

*Quelle: Videoaufzeichnung –3M36S*

#### ***Interpretation***

Die MediatorInnen führen das aus, was sie anfänglich angekündigt hatten. Der Mediator verkündet die erste Regel, die als solche aber sehr allgemein formuliert wird und substantiell nichts neues bringt. Als Kommunikationsregel wirkt sie schwach, geradezu banal. Von ihr geht kein eindeutiges Signal aus, daß die MediatorInnen nun die wirkliche Gesprächsführung übernehmen wollen. Im Gegenteil; die Regel wirkt wie eine extrem vorsichtige Annäherung, sehr darum bemüht, den Konfliktparteien nichts übermäßiges zuzumuten. Insofern fällt es den Konfliktparteien nicht schwer, ihr zuzustimmen.

Die Mediatorin betont ausdrücklich, daß jedeR ernst genommen wird. Diese nachgeschobene Betonung verwundert ein wenig. Unter Umständen könnte sie darauf deuten, daß sie selbst das Gefühl hat, ihrer Verpflichtung zur Neutralität nicht ausreichend nachgekommen zu sein, was bedeuten würde, daß eher die Interpretation 1 aus der Sequenz 1 zuträfe. Gerade auch im Vergleich zu dem gradlinigen Auftreten der Konfliktparteien wirken die MediatorInnen sehr zurückhaltend. Sie versuchen keine Fehler zu machen, nicht herauszufordern, sondern beschwichtigen im voraus. Damit vergeben sie die Chance zu strukturieren. Die Macht über den Prozeß liegt immer noch bei den

Konfliktparteien, was sich auch darin ausdrückt, daß die ›Palästinenser‹ sich das Wort nehmen können.

### **2.3.3 Sequenz 2b: Wer ist Gast?**

#### **Beschreibung**

PALÄSTINENSER: »Ich möchte beginnen... «

ISRAELIS (an die MediatorInnen gewandt):

»Warum fängt er an?«

MEDIATOR (zu den Palästinensern gewandt):

»Entschuldigen Sie, ich habe noch ein paar Worte zu sagen.«

ÜBERSETZER: Beginn der Übersetzung, wird aber unterbrochen.....

PALÄSTINENSER: »Ich wollte Sie (zu den MediatorInnen gewandt) nur begrüßen. (zu den Israelis gewandt) Shalom, Shalom allecheim!« (Dies sagt er ziemlich aggressiv)

MEDIATOR: »Entschuldigung, Sie kommen von verschiedenen Kulturen, mir oder überhaupt jemandem von uns könnte es vielleicht passieren, daß unbeabsichtigt über Grenzen getreten wird, bitte sagen Sie uns, wenn wir so etwas tun. Es wäre sehr hilfreich für diesen Prozeß...«

ISRAELIS: »Ich möchte gerne sagen...«

MEDIATOR: »Entschuldigen Sie bitte, aber....«

ISRAELIS: »Ich möchte sagen, er fing an , als ob wir hier die Gäste seien, aber er ist Gast.«

MEDIATORIN: »Ich denke, wir sind alle Gäste hier.«

*Quelle: Videoaufzeichnung -4M52S*

## *Interpretation*

Nach dem scheinbar sehr ruhigen und konstruktiven Beginn der Sequenz 2a, folgt nun die erste Eskalation. Die ›Palästinenser‹ nutzen das Nicken, um das Wort zu ergreifen, werden aber sogleich von den ›Israelis‹ unterbrochen, die sich an die MediatorInnen wenden.

Die ›Palästinenser‹ machen nichts anderes, als sich an die bisherigen Regeln zu halten. Sie haben etwas zu sagen, also nutzen sie die entstandene Pause nach Abschluß einer Interaktion (das Abnicken), um etwas neues hinzuzufügen. Die ›Israelis‹ intervenieren insofern erfolgreich bei den MediatorInnen, als diese daraufhin eingreifen. Hier wird deutlich, daß die ›Israelis‹ den Prozeß strukturieren und die MediatorInnen in ihrem Sinne instrumentalisieren, was diese mit sich geschehen lassen. Die sich anschließende Übersetzung wird diesmal von den ›Palästinensern‹ unterbrochen und man darf annehmen, daß ihre Empörung sehr real ist. Ihnen wird verwehrt, was bisher selbstverständlich war und mit einigem Recht können sie sich benachteiligt fühlen. Sie kämpfen aber um ihr Wort, wenngleich ihre Begrüßung aggressiver ausfällt als vielleicht vorgenommen. Immerhin sind aber bereits fünf Minuten vergangen, in denen sie keine Gelegenheit hatten, etwas so selbstverständliches wie eine Begrüßung zu artikulieren.

Daraufhin entschuldigt sich der Mediator bei den ›Palästinensern‹ dafür, daß er vielleicht übersehen hat, daß es in ihrer Kultur üblich ist, eine solche Geste zu machen. Wobei er übersieht, daß auch die MediatorInnen die beiden Parteien zu Beginn begrüßt haben, eine Begrüßung also keineswegs als unüblich einzustufen wäre.

Er interpretiert die Hartnäckigkeit der ›Palästinenser‹ damit, daß er ihre Kultur nicht ausreichend berücksichtigt hätte und ermuntert sie ausdrücklich dazu, immer dann, wenn so etwas passieren sollte, auf sich aufmerksam zu machen. Diese kulturelle Argumentation übersieht zum einen andere mögliche und auch objektiv gegebene Anlässe für die Empörung, zum anderen werden ›die anderen‹ stigmatisiert. ›Araber sind nun mal impulsiv und sehr traditonell‹. Die andere Kultur wird zur Erklärung eines eigentlich auch für die MediatorInnen ohne weiteres nachvollziehbaren Verhaltens herangezogen, und damit wird eine Reflexion über andere Ursachen blockiert.

Dann ergreifen die ›Israelis‹ das Wort, woraufhin sie von dem Mediator unterbrochen werden. Auch sie setzen sich aber durch und antworten den ›Palästinensern‹ auf einer ganz anderen Ebene.

Sie sprechen wiederum direkt mit den MediatorInnen und verhindern damit erneut eine Übersetzung für die ›Palästinenser‹. Diese sind im folgenden lediglich Zuschauer und sind mit ihrem Ärger alleine, ohne Antwort in ihrer Sprache. Auch ohne Antwort auf ihre Begrüßung. Aus der Tatsache, daß die ›Palästinenser‹ (angeblich) zuerst das Wort ergreifen, um die Anwesenden zu begrüßen, interpretieren die ›Israelis‹ die symbolische Bedeutung der Interaktion. Sie stellen richtig: Die ›Palästinenser‹ haben nicht das Recht uns zu begrüßen, weil sie die Gäste sind und nicht die ›Israelis‹. Wer zuerst spricht, der ist Hausherr und empfängt die anderen. Diesen Anspruch wollen sie den ›Palästinensern‹ nicht überlassen, sondern umkehren.

Die MediatorInnen unterbinden dann jegliche weitere Diskussion mit der philosophisch klingenden Formulierung ›wir sind alle Gäste hier‹.

Zum ersten Mal zeigen sich die MediatorInnen direktiv. Sie klären jedoch nicht, sondern sie unterbinden. Das Angebot der ›Israelis‹ ist allerdings auch komplex: Zunächst erfolgt die Verbindung von dem Recht des ersten Wortes mit der Gastgeberrolle. Also ein direkter Verweis auf den realen Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern. Desweiteren weisen sie die kulturelle Interpretation des Mediators zurück, indem sie den ›Palästinensern‹ unterstellen, die Gastgeberrolle für sich in Anspruch zu nehmen, also die Begrüßung als Symbol interpretieren, auf das sie notwendigerweise zurückweisend reagieren müssen. Da die MediatorInnen aus israelischer Sicht diese Taktik nicht durchschauen, müssen sie intervenieren. ›Wir sind alle Gäste hier‹, weist diese Interpretation zurück und stellt das Geschehen in einen neutralen, aber gastgeberlosen Raum. In einem übertragenden Sinn entspricht die Gestaltung der ›Mediations-Arena‹ durch einen Mediator allerdings durchaus der eines Gastgebers. Hiermit geben die MediatorInnen direkt zu, nicht die Gestalter dieses Prozesses zu sein. Festzuhalten ist, daß die ›Palästinenser‹ von dieser Auseinandersetzung nichts mitbekommen und auch jetzt noch keine Antwort auf ihre Begrüßung erhalten. Es wird über sie verhandelt, sie werden aber selbst nicht gefragt. Somit wird das Thema, das sich in dieser Sequenz stellt, nicht aufgegriffen. Wer darf zuerst das Wort ergreifen, ist offensichtlich für beide Seiten eine wichtige Frage. Die ›Kultur-Interpretation‹ der MediatorInnen verharmlost die Auseinandersetzung, weil nicht erkannt wird, daß sich hinter der Verfahrensfrage ein inhaltlich strittiger Punkt verbirgt. Es geht nicht nur um eine traditionelle Geste, sondern

um die Macht: Wer ist Gast und wer ist Gastgeber ist in diesem Kontext die entscheidende Frage.

### **2.3.4 Sequenz 2c: Übersetzung**

#### ***Beschreibung***

ÜBERSETZER: Übersetzer faßt Geschehenes zusammen.

MEDIATORIN: Als Abschluß der Übersetzung betont die Mediatorin die Wichtigkeit, Fragen zu stellen, weil sie beide Seiten verstehen will.

*Quelle: Videoaufzeichnung –6M18S*

#### ***Interpretation***

Die Übersetzung beruhigt die Gemüter. Sie wirkt als eine Objektivierung des so eben Geschehenen, und dämmt die Emotionen. Solche Atempausen, in denen die Distanznahme ermöglicht wird, sind in einem monokulturellen Kontext nur sehr schwer einzurichten. Die Mediatorin nutzt diese Zeit und übernimmt am Ende der Übersetzung wieder die Führung. Damit verhindert sie, daß die ›Palästinenser‹ auf die Übersetzung reagieren, denn sie möchte weg von diesem Thema. Sie formuliert dabei ihren Wunsch, beide Seiten verstehen zu wollen. Sie wirbt damit einerseits um Vertrauen, andererseits um Verständnis. Die Werbung steht in einem auffälligen Kontrast zum Ende der vorhergehenden Sequenz (direktives Auftreten). Sie versucht wiedergutzumachen. Allerdings beharrt sie damit auf der kulturellen Erklärungsebene und stellt sich selbst so dar, als sei ihr dieses eben erlebte Verhalten gänzlich fremd.



## ***Deutung***

Der Verlauf der bisherigen Interaktionen zeigt, daß die Konfliktparteien – vor allem die ›Israelis‹ – den Prozeß weit stärker strukturieren, als dies bei den MediatorInnen der Fall ist. Einerseits sind deren eigene Strukturierungsangebote nicht zwingend (⇒ Sequenz 2a), andererseits werden die Angebote von den Konfliktparteien abgewiesen, regelrecht verboten. Dies tun sie autoritär (⇒ Sequenz 2b), um sich anschließend zu entschuldigen (⇒ Sequenz 2c). Als Erklärung für das relative Nicht-Funktionieren ihrer Strukturierungsversuche ziehen sie die kulturellen Unterschiede heran, was wiederum die Interpretation 1 aus der Sequenz 1 unterstützt.

Die Sprachlosigkeit gegenüber den ›Palästinensern‹ setzt sich fort, aber sie, die MediatorInnen, versuchen ja ihr bestes, um sie besser zu verstehen. Sie, die MediatorInnen haben vergessen, daß die ›Palästinenser‹ einer anderen Kultur angehören und folglich sich auch manchmal ›anders‹ verhalten. Mit dieser sicherlich gutgemeinten Interpretation machen die Mediatoren ganz deutlich, daß ihnen die ›Israelis‹ eindeutig näher stehen, denn im Grunde haben die ›Palästinenser‹ nichts anderes gemacht als die ›Israelis‹ vorher. Die Zurechtweisung am Ende der Sequenz 2b gegenüber den ›Israelis‹ läßt sich durchaus auch als eine Aufforderung verstehen, sich doch Mühe zu geben, die andere Kultur zu verstehen, anstatt immer nur das Schlimmste anzunehmen. Die Kultur als ein Argument der Erklärung hat sich damit schon ein Stück weit verselbständigt.

Die ›kulturelle Verschleierung‹ mißachtet die objektiv gegebene Ungleichheit bei den Anteilen an den Interaktionen. Gleichzeitig wird die ›israelische‹ Argumentation verharmlost. Selbst wenn man unterstellt, daß die ›Israelis‹ sehr bewußt und aus eher taktischen Erwägungen die Begrüßung seitens der ›Palästinenser‹ mißverstehen, so zielen sie eindeutig in das Zentrum des Konflikts. Dennoch wird weder den ›Palästinensern‹ die Gelegenheit gegeben, sich zu den Unterstellungen zu äußern, noch wird der Verknüpfung der für den Prozeß wichtigen symbolischen Bedeutung des ersten Wortes mit einem Inhalt des Konflikts widersprochen. Die Mediatoren vergeben damit die Möglichkeit, eindeutig den Prozeß zu strukturieren.

### ***2.3.5 Sequenz 3a: Zeitplanung***

### **Beschreibung**

**MEDIATOR:** Der Mediator bringt die unterschiedlichen Zeitvorstellungen zur Sprache und fordert die Konfliktparteien auf, ihre Pausenwünsche immer sofort zu artikulieren.

**MEDIATORIN:** Die Mediatorin ergänzt mit der Frage, ob es Beschränkungen für die Zeitstruktur gibt, von denen sie noch nichts wissen.

Übersetzung

**PALÄSTINENSER:** Die Palästinenser wollen bis 5 Uhr nachmittags arbeiten, danach müßten sie aufhören, weil Ramadan wäre.

**MEDIATORIN:** Daraufhin macht die Mediatorin eine auffordernde Handbewegung zu den Israelis. Sie merkt aber, daß die Übersetzung noch nicht abgeschlossen war, und nimmt die Bewegung wieder zurück.

Nach der Übersetzung folgt eine kurze Stille, in der nun die Israelis leise anfangen, miteinander zu beraten.

**MEDIATORIN:** Anschließend werden sie von der Mediatorin gebeten, sich zu ihrer Zeitvorstellung zu äußern.

**ISRAELIS:** »Für uns ist morgen Sabbat. Deshalb wollen wir heute fertig werden.«

Übersetzung

Anschließend fügen die Israelis noch hinzu, daß man danach wieder zusammenkommen könne.

**MEDIATORIN:** (Mit einer offenen Handbewegung in Richtung beider Konfliktparteien fragt die Mediatorin noch einmal:) »Es ist aber für alle so, daß wir uns heute bis 17 Uhr Zeit nehmen können?«

Dies wird von den Konfliktparteien abgenickt.

*Quelle: Videoaufzeichnung –8M32S*

## ***Interpretation***

Die Sequenz hat den Charakter eines Neuanfangs. Jetzt strukturieren die MediatorInnen die Kommunikation. Die Übersetzung hat in dieser Sequenz erstmals einen selbstverständlichen Platz eingenommen. Das Thema Zeit wird ausgesprochen sensibel gehandhabt. Botschaft: Das Verfahren anerkennt, daß Zeit nicht für alle gleich ist, und darauf wird Rücksicht genommen. Beide Parteien können sich in ihrer kulturellen Unterschiedlichkeit präsentieren. Die Unterschiede werden ernst genommen.

Die MediatorInnen begrenzen also die aktuelle Planung auf den gegebenen Tag, um an seinem Ende weiterzusehen. Dieser Vorschlag ist zu diesem Zeitpunkt in seiner Plausibilität so schlüssig, daß beide Seiten zustimmen müssen.

### ***2.3.6 Sequenz 3b: Provokation der »Israelis«***

#### ***Beschreibung***

- MEDIATOR: Der Mediator bedankt sich für die Lösung des Zeitproblems.  
(Die kurze Pause wird von den Israelis genutzt...)
- ISRAELIS: Das nächste Mal würden sie es vorziehen, erst nach Sonnenuntergang zu beginnen.
- MEDIATORIN: »Vielleicht könnten wir...,«  
Sie bemerkt, daß der Sprecher noch nicht fertig war, entschuldigt sich für die Unterbrechung.
- ISRAELIS: Tagsüber müßten sie arbeiten.
- MEDIATORIN: Umgeht die Frage nach der weiteren Zeitstruktur, indem sie darauf verweist, daß diese Diskussion dann ansteht, wenn sich absehen ließe, wie weit man heute miteinander käme.

*Quelle: Videoaufzeichnung –9M27S*

### ***Interpretation***

Die MediatorInnen sind eigentlich mit ihrer Strukturierung zufrieden und sind der Meinung, soeben eine Verhandlung innerhalb der Verhandlung erfolgreich zum Abschluß gebracht zu haben. Sie bedanken sich für die Mitarbeit und wollen damit sicherlich symbolisieren, daß man auf diesem Wege auch noch andere Probleme lösen kann. Der Dank kann als eine Ermunterung und Bestätigung, als ein Lob über das gemeinsam Erreichte angesehen werden. Dahinter steht die Botschaft: Na also, es geht doch.

Die ›Israelis‹ jedoch wollen diesen gemeinsamen Erfolg relativieren. Sie haben das Gefühl, daß ihre andere Zeiteinteilung, die sich nicht ausschließlich mit Tradition erklärt und mit der sie sich von den ›Palästinensern‹ unterscheiden, nicht gehört wurde. Zwar haben sie sich auf diese Lösung eingelassen, doch machen sie jetzt deutlich, daß sie zukünftig nicht mehr bereit sind, ihre Arbeitszeit für die Verhandlungszeit zu ›opfern‹. Für sie hat die Arbeit zukünftig erste Priorität, die Verhandlung ist unwichtiger. Dies mag damit zu tun haben, daß die MediatorInnen tatsächlich neutraler geworden sind und die ›Israelis‹ deshalb deutlicher werden müssen. Die MediatorInnen entziehen mit ihrer Antwort der versuchten Provokation den Boden. Auch wenn sie sich für ihre Unterbrechung entschuldigt: Es ist klar, daß die MediatorInnen nicht bereit sind, hinter dem bisher Erreichten zurückzubleiben.

### ***Deutung***

Da das ausgehandelte Ergebnis über die Zeitstruktur für diesen Tag eindeutig und präzise war, sind die MediatorInnen in der Lage, der Provokation zu widerstehen. Zum ersten Mal geht die Verhandlungsstrategie der ›Israelis‹ nicht auf, sondern sie werden immer wieder auf die Lösung zurückgeführt, die sie selbst unterstützt haben. Mit der Zeitstruktur gewinnt das Verfahren an Gestalt und dies mag für eine Partei, die im Grunde vielleicht gar nicht verhandeln will, bereits eine Bedrohung sein.

Die Konfliktparteien gehen mit Zeit als Verhandlungsstrategie unterschiedlich um. Beide machen die grundsätzliche Zeitplanung von ihrer Kultur abhängig. Darauf sind die MediatorInnen vorbereitet. Die ›Israelis‹ machen darüberhinaus deutlich, daß Zeit für sie eine knappe Ressource ist. Sie knüpfen damit an eine westliche Vorstellung an und

schaffen somit einerseits erneut eine unterstellte Gemeinsamkeit mit den MediatorInnen. Andererseits fügen sie gegenüber den anderen ein weiteres Unterscheidungsmerkmal ein. Aus ihrem Druck-machen läßt sich auch eine Unzufriedenheit mit der Verhandlungsführung herauslesen. Zunächst sagen sie, daß sie heute fertig werden wollen, was den Eindruck vermittelt, daß ihnen das ganze Szenario eigentlich lästig ist. Später relativieren sie selbst diesen Eindruck.

Trotzdem läßt diese Sequenz die bisherigen Interventionen der ›Israelis‹ in einem anderen Licht erscheinen. Wenn der Eindruck stimmt, daß ihnen die Verhandlung eigentlich lästig ist und es ihnen darum geht, möglichst schnell fertig zu werden, sie also der ganzen Veranstaltung kein besonderes Interesse entgegenbringen, wird aus ihrem ersten konstruktiven Vorschlag (das Sprecher-Modell aus der Sequenz 1) ein Effizienz-Modell, welches hauptsächlich darauf zielt, nicht soviel preiszugeben. Bisher strukturierten sie weitgehend den Prozeß. Dies droht sich in dieser Sequenz zu wandeln und die ›Israelis‹ werden folgerichtig rebellischer gegen die MediatorInnen.

Die ›Palästinenser‹ verharren nach wie vor in einer eher abwartenden Haltung. Sie zeigen allenfalls ihren Willen zu dieser Verhandlung; ohne eigene Gestaltungswünsche sind sie bereit, sich dem Prozeß anzuvertrauen.

Die MediatorInnen haben mit dieser Sequenz eindeutig an Profil gewonnen. Das Thema Zeitplanung haben sie so fokussiert und strukturiert, daß die unterschiedlichen Wünsche in das Verfahren integriert wurden, ohne nach Begründungen zu fragen. In dieser Haltung wird deutlich, was unter Neutralität verstanden werden kann.

### **2.3.7 Sequenz 4a: Selbstdarstellung »Palästinenser«**

#### **Beschreibung**

MEDIATOR: Der Mediator bemüht sich weiterhin um die Regelbenennung für den Prozeß. Er versucht den Punkt der Freiwilligkeit abzugleichen. Auf dieser Basis könnten Lösungen gefunden werden, die von beiden Seiten akzeptiert werden können.  
Übersetzung

PALÄSTINENSER: »Ja, wir sind freiwillig hier, als Palästinenser, weil (die Übersetzerin muß nachfragen, was er genau sagen will), die Israelis unsere Häuser zerstören, unsere Kinder sind im Gefängnis und wir verstehen nicht, warum sie unser Land wegnehmen.«

Übersetzung.

MEDIATOR: Der Mediator greift die Freiwilligkeit auf, wiederholt, daß sie also freiwillig hier seien, um mit der anderen Partei ein paar Dinge zu klären.

Übersetzung.

PALÄSTINENSER: Die Palästinenser erklären daraufhin, daß sie da seien, um ihren guten Willen zu bekunden.

ISRAELIS: Schon während der Nachfrage des Mediators fangen die Israelis an, leise miteinander zu reden.

MEDIATORIN: Daraufhin ermahnt die Mediatorin die Israelis, daß sie doch zuhören sollten, was die Palästinenser zu sagen hätten.

*Quelle: Videoaufzeichnung –11M2oS*

### ***Interpretation***

Es scheint kein Zufall zu sein, daß der Mediator ausgerechnet jetzt die Frage nach der Freiwilligkeit aufnimmt. Psychoanalytisch ließe sich diese Intervention mit dem Modell der Übertragung-Gegenübertragung beschreiben. In der vorhergehenden Sequenz haben die ›Israelis‹ versucht, die Verhandlung zu entwerten und die MediatorInnen zu provozieren. Es ist ein Widerstand sichtbar geworden. Jetzt greift der Mediator (bewußt oder intuitiv – diese Frage ist hier nicht zu klären) die Frage nach der Freiwilligkeit auf. Dieses Thema wird wiederum von den ›Israelis‹ gestellt, es ist aber der Intention des Mediators nach ein Versuch, die deutlich gewordenen Widerstände zu bearbeiten. Durch die Frage nach der Freiwilligkeit müssen sich die ›Israelis‹ damit auseinandersetzen, warum sie sich hier befinden. Damit würde sich sehr wahrscheinlich die vorhin zutage getretene abwehrende Haltung relativieren.

Die ›Palästinenser‹ beantworten diese Frage, liefern aber gleichzeitig eine Begründung, die die ›Israelis‹ anklagt und sie selbst als Opfer darstellt. Bei seiner ersten Intervention gelingt es dem Mediator noch, die ›Palästinenser‹ auf den Punkt der

Freiwilligkeit zurückzuführen, denn sie enden damit, daß sie ihren guten Willen beweisen wollten.

Die ganze Interaktion wird durch die interne Beratung der ›Israelis‹ gestört. Die Mediatorin ermahnt sie deshalb, doch den ›Palästinensern‹ zuzuhören. Damit erleben wir zum ersten Mal, daß beide MediatorInnen gleichzeitig aktiv werden, bisher hatten sie sich immer abgewechselt. Hier nun arbeitet der Mediator mit den ›Palästinensern‹, während die Mediatorin versucht, die ›Israelis‹ zum Zuhören zu bewegen. Diese geteilte Aufmerksamkeit bricht nicht nur mit dem Prinzip des Nacheinanderredens. Das gleichzeitige Reden wird damit salonfähig gemacht und die gemeinsame Kommunikationsstruktur zerfällt. Zweifellos ist es die Intention der Mediatorin, genau dies zu verhindern, aber indem sie sich an nur eine Partei wendet und parallel zu ihrem Kollegen handelt, legitimiert sie das, was sie eigentlich verbieten will. Den ›Israelis‹ ist es damit gelungen, das MediatorInnenteam zu spalten und mit einer Seite in den direkten gleichzeitigen Kontakt zu treten.

### **2.3.8 Sequenz: 4b: »Israelis« gelingt es zu unterbrechen**

#### **Beschreibung**

ISRAELIS: Israelis beschwerten sich nach dieser Ermahnung heftig beim Mediator darüber, daß die Palästinenser (schon wieder) anfangen und das Wort ergreifen.

PALÄSTINENSER: Sie schweigen daraufhin, da der Mediator ganz den Israelis zugewandt ist.

MEDIATOR: Er macht eine beschwichtigende Geste zu den Israelis und sagt, daß er ihren Mißmut sieht.  
(Es entsteht eine kurze Pause.)

*Quelle: Videoaufzeichnung –11M39S*

#### **Interpretation**

Nach dem gelungenen Brückenschlag zu den MediatorInnen wenden sich die ›Israelis‹ nun direkt an den momentan agierenden Mediator und beschweren sich darüber, daß die ›Palästinenser‹ schon wieder als Erste reden. Inzwischen dürfte klar sein, daß immer dann, wenn droht, daß die andere Konfliktpartei ihre Sicht der Dinge darstellen kann, die ›Israelis‹ zumindest den Versuch unternehmen, dieses zu verhindern. Diesmal kommt es zu einer Variation eines bereits bekannten Themas: Während sie in der Sequenz 2b die Begrüßung in ein inhaltliches Thema wenden wollten, ignorieren sie nun die Inhalte und wollen zurück zur Verfahrensfrage. ›Damals‹ wurde diese Frage lediglich unterbunden, nun kann sie unter neuem Gewand wieder erscheinen. Insofern bleibt dem Mediator auch nicht viel mehr übrig, als ihren Ärger aufzunehmen, denn sie haben eine Schwachstelle des Verfahrens aufgedeckt, und dies ist eine sachliche Kritik an dem MediatorInnenteam. Die Pause läßt sich als Resultat der Ratlosigkeit der MediatorInnen interpretieren, die es hier mit den Folgen eines selbst gemachten Fehlers zu tun haben.

### ***Deutung***

Die ganze Zeit über tobt ein Machtkampf über die Verfahrensgestaltung zwischen den MediatorInnen und den ›Israelis‹. Die ›Israelis‹ versuchen alles, um den Prozeß nicht in Gang kommen zu lassen, die MediatorInnen versuchen – nach anfänglichen Zögern – eben diesen zu gestalten. In dieser Konstellation können die ›Palästinenser‹ nur darauf hoffen, daß die MediatorInnen ›gewinnen‹. Als mit der Sequenz 3a die MediatorInnen erstmals Oberwasser bekommen, nutzen die ›Palästinenser‹ dementsprechend die nächste Gelegenheit, ihre inhaltliche Position zu erläutern. Dies dient den ›Israelis‹ als Vorwand, und somit geraten die Mediatoren wieder ins Hintertreffen. Der Rückfall bedeutet, daß es wieder die ›Israelis‹ sind, die den Prozeß gestalten. Die ›Palästinenser‹ werden wieder zu Zaungästen der Interaktion zwischen den MediatorInnen und den ›Israelis‹.

### **2.3.9 Sequenz: 4c: emotionale Darstellung der »Palästinenser«**

#### ***Beschreibung***



(Die Pause wird von den Palästinensern genutzt.)

PALÄSTINENSER (aber nicht der Sprecher):

Eine sehr emotionale Bekräftigung und Rechtfertigung der ersten Selbstdarstellung, verbunden mit einer Geste, die die Israelis eindeutig anklagt und in Richtung der MediatorInnen Verständnis einbringen will.

ÜBERSETZERIN: Übersetzung. (nach kurzem Zögern, weil ja eigentlich nur der Sprecher übersetzt werden soll, blickt irritiert zu den MediatorInnen.)

MEDIATOR: Der Mediator zeigt Verständnis. Er verstehe, daß sie in einer sie bedrängenden Situation seien, und anerkenne auch ihr Gefühl der Unterdrückung. Trotzdem wolle er noch mal auf den Prozeß zurückkommen. Es müßten noch ein paar Dinge geklärt werden. Er habe die Erfahrung gemacht, daß Mediation viel besser funktioniere, wenn vorher die Regeln geklärt seien. Er betont noch mal, daß sie für den Prozeß zuständig seien und nicht für die Lösungen.

Übersetzung.

PALÄSTINENSER: Die Palästinenser hören sich die Übersetzung an, nicken heftig in Richtung des Mediators, um dann erneut anzusetzen.

*Quelle: Videoaufzeichnung –13Moos*

## *Interpretation*

Die ›Palästinenser‹ brechen mit der bis dato akzeptierten Regel, daß nur ein Sprecher existiert und nur dieser übersetzt wird. Hat der Sprecher der ›Palästinenser‹ relativ sachlich ihre Position dargestellt, folgt nun ein emotionaler Ausbruch, der die ›Israelis‹ eindeutig anklagt und die Mediatoren ebenso eindeutig um Hilfe bittet. Er kommt zustande, weil die ›Palästinenserin‹ – wahrscheinlich zu Recht – wahrnimmt, daß das offizielle Statement schon wieder völlig aus der Erinnerung ist und der Mediator sich verständnisvoll um die ›Israelis‹ kümmert. Es ist ein eindeutiger Versuch, einen Appell an die MediatorInnen zu richten, der besagt, daß sie gefälligst nicht die Opfer mit den Tätern verwechseln mögen.

Der Mediator akzeptiert die Regelverletzung, versucht die Emotionalität aufzunehmen, um die Aufmerksamkeit wieder auf die Regel zu lenken. Er lockt mit dem Versprechen, daß es nach seinen Erfahrungen für sie danach leichter wird, eine Lösung für ihren Konflikt zu finden. Er bittet um Vertrauen und fordert sie auf, ihn machen zu lassen. Zwar nicken die ›Palästinenser‹, doch trotz längerer Rede und Übersetzung ist es ihm offenbar nicht gelungen, die Emotionen aus dem Spiel zu nehmen. Die ›Palästinenser‹ wollen offensichtlich am Ball bleiben.

Im Grunde springen die ›Palästinenser‹ in die Bresche, sie akzeptieren den ›Rückfall‹ nicht, wollen nicht zulassen, daß wieder die ›Israelis‹ die Gestaltung des Prozesses übernehmen. Sie werfen sich mit aller Wucht in den Mittelpunkt – wobei der offizielle Sprecher nichts gesagt hat und dafür auch nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Somit wird das Diplomatiemodell umgangen, obwohl es noch existiert. Bezogen auf das Machtspiel zwischen ›Israelis‹ und MediatorInnen um die Prozeßgestaltung fordern sie die MediatorInnen auf, die ›Israelis‹ in die Schranken zu weisen. Die MediatorInnen befinden sich in der Falle: Einerseits haben sie es zugelassen, daß die ›Palästinenser‹ sich weit von ihrer (der MediatorInnen) ursprünglichen Intention, die Regeln zu klären, entfernt haben, und daß sie nun von ihnen gezerrt und umworben werden, als moralischer Schiedsrichter aufzutreten, andererseits sitzen ihnen die ›Israelis‹ mit dem berechtigten Vorwurf im Nacken, den Prozeß nicht transparent zu strukturieren. Wenn der Mediator sagt, daß sie nicht für die Lösung ihres Konflikts, sondern ausschließlich für den Prozeß die Verantwortung hätten, dann klingt das nach

einer projektiv verzerrten Wahrnehmung. Bisher bestand für das MediatorInnenteam eben in der Gestaltung dieses Prozesses das Problem und nicht darin, daß man von ihnen Lösungen erwartete.

### **2.3.10 Sequenz: 4d: emotionale Darstellung der »Israelis«**

#### **Beschreibung**

ISRAELIS: Bei dieser erneuten Fortführung des palästinensischen Monologs wenden sich die Israelis sichtlich erregt an die MediatorInnen, um Auskunft über die Verteilung der Redezeit zu erhalten.

MEDIATORIN: Die Mediatorin weist mit einer beschwichtigenden Handbewegung darauf hin, daß alle Seiten genug Zeit haben werden, um ihre Darstellungen abzugeben.

ISRAELIS: Die Israelis kontern mit ihrer Einschätzung, daß sie eben gerade nicht den Eindruck hätten, genügend Zeit zugeteilt zu bekommen.

MEDIATORIN: Die Mediatorin erklärt, daß sie noch nicht in die eigentliche Diskussion eingestiegen seien, sondern nach wie vor versuchen würden, die Regeln zu klären.

*Quelle: Videoaufzeichnung –13M50S*

#### **Interpretation**

Nun geht die Kommunikation völlig aneinander vorbei. Man hat den Eindruck, als rede die Mediatorin mehr zu den »Palästinensern« (wobei für diese im Augenblick gar nicht übersetzt wird) als zu den »Israelis«. Denn letztere fordern das, wonach die Mediatorin angeblich sucht, nämlich nach den Regeln, mit deren Hilfe hier kommuniziert werden soll. Insofern ist es nicht verwunderlich, wenn die »Israelis« sogar ironisch werden können. Offensichtlich sind die MediatorInnen in arger Bedrängnis und die »Israelis« fangen an, diese Schwäche auszukosten.

Dabei kommt es in dieser Sequenz zu einer Wiederholung des Musters. Auch die ›Israelis‹ werden jetzt emotionaler und auch sie beharren auf ihrem Standpunkt und verstärken ihn mit Hilfe einer größeren Erregtheit. Es ist eine Kopie des Verhaltens der ›Palästinenser‹ aus der vorhergehenden Sequenz, nur mit den entsprechend anderen Vorzeichen. Zweifellos ein Moment von Eskalation. Während die ›Palästinenser‹ von den MediatorInnen angehört werden wollen, um sich zu beklagen, fordern die ›Israelis‹ an einem bestimmten Punkt Klarheit in der Kommunikationsstruktur. Die MediatorInnen verhandeln wiederum einen ganz anderen Punkt, so daß das Aneinandervorbeireden größer nicht sein könnte.

### **2.3.11 Sequenz: 4e: Selbstdarstellung der »Israelis«**

#### **Beschreibung**

- MEDIATOR: Der Mediator wendet sich nun ebenfalls an die Israelis und richtet an sie die Frage, ob sie denn gleichfalls freiwillig hier wären.
- ISRAELIS: Ja, sie wären freiwillig hier, weil sie eingeladen worden wären. Und sie seien hier, damit die MediatorInnen den Palästinensern die Situation erklären sollen. Sie, die Palästinenser, würden ohnehin nicht zuhören können, sie würden immer nur reden.
- Übersetzung
- PALÄSTINENSER: Eine Palästinenserin macht eine Bemerkung dazu.  
(Als die Übersetzerin übersetzen will, wird sie vom Mediator zurückgehalten, der dazwischengeht um Zwischenbemerkungen zu unterbinden.)
- MEDIATOR: Der Mediator bemerkt, daß jede Seite dazu kommen wird, ihre Sicht des Falls darzulegen. Die MediatorInnen werden die Sitzung moderieren.

*Quelle: Videoaufzeichnung –16Mo6S*

### ***Interpretation***

Da die ›Israelis‹ nun das Wort erteilt bekommen, beharren sie nicht länger auf einer Klärung der Redezeiten, sondern gehen kurz auf die Frage des Mediators ein. Mit ihrer Begründung machen sie klar, daß es kein gemeinsames Reden mit der anderen Seite gibt und sie deshalb von den Mediatoren erwarten, daß diese den ›Palästinensern‹ ihren Standpunkt erklären sollen. Sie degradieren die MediatorInnen zu Übersetzern, ohne dabei auch nur anzudeuten, daß sie irgendein Interesse hätten zu hören, was die andere Seite zu sagen hätte. Ihre Antwort ist nicht mehr als eine herablassende Geste. Die Übersetzung der Bemerkung der ›Palästinenserin‹ wird vom Mediator unterbunden. Damit startet er einen sehr späten Versuch, doch noch Ordnung in die Kommunikation zu bringen.

### **2.3.12 Sequenz 5: Chaos**

#### ***Beschreibung***

Die Bemerkung der Palästinenserin ist auch ohne Übersetzung verstanden worden, woraufhin sich die Israelis beschweren.

Gleichzeitig beschweren sich die Übersetzer, weil sie nicht mehr wissen, wen sie jetzt alles übersetzen sollen.

Die Kommunikation bricht vollständig auseinander. Das Rollenspiel kann erst nach einer 10 minütigen Neuorganisation fortgeführt werden.

*Quelle: Videoaufzeichnung –18 M18S*

### 3 **Schlußfolgerungen aus der Interaktionsanalyse**

Am Ende des hier dokumentierten Rollenspiels bricht die Kommunikationsstruktur vollständig zusammen. Dieses Scheitern, welches nicht unbedingt absehbar war, war die ursprüngliche Motivation für die Dokumentation. Schließlich handelte es sich um erfahrene RollenspielerInnen und um MediatorInnen, die zumindest teilweise auch über interkulturelle Erfahrungen verfügten. Die anderen Rollenspiele, bei denen es um interpersonelle bzw. Konflikte aus der Arbeitswelt ging und die zumeist in Sprachgruppen stattfanden, verliefen im allgemeinen »erfolgreicher«.<sup>20</sup>

Initiatoren für das Zusammenbrechen der Kommunikationsstruktur waren in dem hier dokumentierten Fall die ÜbersetzerInnen. Sie wußten schlicht nicht mehr, wen sie zu übersetzen hatten und weigerten sich daraufhin. Kommunikation*stechnisch* ist das Sprachenproblem zweifellos ein Symbol für die Verkomplizierung der Kommunikation in einem interkulturellen Kontext, aber wie ist dieses Problem in seiner Relevanz zu bewerten, um das Scheitern des Prozesses zu erklären? Im Folgenden wollen wir verschiedene Vermutungen über mögliche Gründe dieses Scheiterns diskutieren:

- Das Phänomen der Verkomplizierung durch die interkulturelle Situation
- Der Umgang mit dem Sprachenproblem
- Interkulturalität als Kontextualisierung
- Kultur als Strategie
- Interkulturelle Kompetenz der MediatorInnen

---

20. Es gab eine auffallende Tendenz, sich der Verkomplizierung, die der interkulturelle Kontext bewirkte, v.a. durch »Höflichkeit« zu entziehen. Eher wurde in Kauf genommen, nicht so genau zu verstehen, als etwa eine Übersetzung einzufordern. Deshalb erwiesen sich viele der ausgehandelten Lösungen bereits in der Auswertung als wenig tragbar.

### 3.1 Das Phänomen der Verkomplizierung durch die interkulturelle Situation

Bei der sich anschließenden Auswertung der SpielerInnen und der BeobachterInnen wurde die Veränderung des Rhythmus im Vergleich zum gewohnten Rhythmus einer Mediation hervorgehoben. Die Veränderung der Interaktionsdynamik wurde dabei sowohl mit der Verlangsamung durch die Übersetzungen<sup>21</sup> als auch mit den Schwierigkeiten bei der gemeinsamen Regelfindung begründet. Der hier dokumentierte Teil des Rollenspiels umfaßt insgesamt zwanzig Minuten. Während dieser Zeit bemühten sich die MediatorInnen um die Bestimmung der gültigen Kommunikationsregeln. ›Normalerweise‹ schlugen MediatorInnen diese Regeln den Konfliktparteien vor, und in aller Regel werden diese angenommen und im weiteren Verlauf obliegt es den MediatorInnen allenfalls, an sie zu erinnern. Das Erstellen einer gemeinsam gültigen Kommunikationsstruktur verläuft relativ problemlos, weil beide Parteien sich versprechen, durch diese besser miteinander reden zu können, besser gehört und verstanden zu werden. Die Aufgabe der Strukturierung dieses Prozesses wird bereitwillig an die MediatorInnen abgegeben.

In diesem Fall nun erwies sich die Formulierung dieser Struktur als wesentlich schwieriger. Vorgeschlagene Regeln wurden nicht einfach akzeptiert, sondern auf ihre Bedeutung hin hinterfragt und so mit Inhalten verknüpft, die, sich vermittelnd durch den Vorgang der Regelformulierung, zum Vorschein kamen. Beispielhaft hierfür ist die Sequenz 2, bei der es zu der Verknüpfung von dem Recht der ersten Rede (Prozeß der Kommunikation) und der Gastfrage (inhaltliches Konfliktthema) kam.<sup>22</sup> Daran wird deutlich, daß die Kommunikationsregeln ihre ›Unschuld‹, d.h. die von den Regelsetzern (also zumeist die MediatorInnen) unterstellte Allgemeingültigkeit und Neutralität, verlieren und selbst – und zwar ausdrücklich – zum Gegenstand der Verhandlungen gemacht werden müssen.<sup>23</sup> Wenn also nicht voraussetzungslos davon ausgegangen

---

21. Dieser Aspekt wird im nächsten Abschnitt behandelt.

22. Der strategische Aspekt dieser Interaktion wird an anderer Stelle diskutiert.

23. Um es an diesem Beispiel zu verdeutlichen: Es ist zwar klar, daß einer der beiden Konfliktparteien zuerst Rederecht erteilt werden muß; das ist in der Tat allgemeingültig. Hier aber hätte klargestellt werden müssen, daß mit dem Recht der ersten Rede nicht die Rolle des Gastgebers verknüpft ist, und das hätte vorab von beiden Seiten anerkannt werden müssen. (Auf solche Art von Verknüpfungen zielt wohl auch John Paul Lederach, wenn er von ›underlying cultural assumptions‹ spricht.) Vgl. John Paul Lederach: *Preparing For Peace. Conflict Transformation Across Cultures*. Syracuse u.a. 1995.

werden kann, daß es von vornherein eine gemeinsame Kommunikationsstruktur geben kann, so entspricht dies einer Verkomplizierung des Verfahrens. Gerade darum ist es für die MediatorInnen besonders wichtig, den Prozeß der Regelfindung eindeutig zu strukturieren, um tatsächlich ihrer Verantwortung für den Prozeß gerecht werden zu können. Sind sie darauf nicht genügend vorbereitet, kann es leicht – wie geschehen – zu einem Machtkampf um die Strukturierung kommen, der unweigerlich die Kompetenz der MediatorInnen schwächt.

### **3.2 Der Umgang mit dem Sprachenproblem**

Aus der Zweisprachigkeit ergeben sich mehrere Schlußfolgerungen:

- In der Sequenz 2c wird sehr deutlich, wie sehr eine Übersetzung zur Beruhigung und zur Distanznahme führen kann. Sie fungiert in dieser Sequenz als Filter und verhindert so den bei einer einsprachigen Kommunikation wahrscheinlich folgenden Schlagabtausch. In dieser Sequenz wirkt die Übersetzung lediglich als Information für die andere Konfliktpartei und sie läßt ihr die Wahl, ob die Konfliktpartei in die Debatte einsteigen will oder nicht. In diesem Fall entscheidet sie, daß es sich um einen Disput zwischen den MediatorInnen und der anderen Konfliktpartei handelt, sie also nicht eingreifen muß. Die Disputanten werden durch die Übersetzung ebenfalls beruhigt. Sie stellt eine Unterbrechung, eine Verschnaufpause dar und gibt Zeit zum Nachdenken, ohne daß das Gefühl entsteht, eine Antwort schuldig geblieben zu sein. Insofern kann es Momente geben, bei denen die vermeintliche Störung durch die Übersetzung sehr hilfreich sein kann.
- Bei der Auswahl der zwei MediatorInnen war intendiert, daß jeweils einer von ihnen die Sprache der jeweiligen Konfliktparteien sprechen konnte. Das MediatorInnenteam entschied sich aber, eine gemeinsame Sprache zu sprechen. Diese Entscheidung ist im Rückblick als ausgesprochen unglücklich zu bewerten. Bereits in der ersten Sequenz wird deutlich, daß diese sprachliche Nähe zu einer der



Konfliktparteien es dieser beständig erlaubte, *direkt* mit den MediatorInnen zu kommunizieren. Auch weil diese Praxis von den MediatorInnen nicht unterbunden wurde, erlangte diese Konfliktpartei ein kommunikatives Übergewicht. Daraus ergab es sich, daß die MediatorInnen dieser Konfliktpartei wesentlich mehr Aufmerksamkeit schenkten und dadurch wiederum brachten sie ihre neutrale Position ins Wanken. Die Täuschung, der vielleicht auch die MediatorInnen anheim gefallen sind, besteht darin, daß die Sprache, die man selbst spricht, scheinbar nicht so ins Gewicht fällt, weil sie eben selbstverständlicher scheint, wohingegen die ›andere‹ Sprache durch die Übersetzung eine scheinbar besondere Präsenz erhält und deshalb leicht als überproportional oft gehört erscheint. Da die ohnehin interaktionsführende Konfliktpartei sich dann auch noch immer wieder darüber beschwerte, nicht zu Wort zu kommen, mag es, auch die MediatorInnen, im Nachhinein überraschen, wie wenig die ›anderen‹ sagen konnten. Hätten sich die MediatorInnen auf beide Sprachen geeinigt, wären sie bezüglich der Übersetzung vermutlich viel direkter vorgegangen und eine Gleichverteilung der kommunikativen Anteile wäre viel wahrscheinlicher geworden.<sup>24</sup>

- Damit erschwerten sich die MediatorInnen ihre Arbeit erheblich. Wie unterstützend eine systematische und geregelte Übersetzung für die Strukturierung des Prozesses sein kann, wird in der Sequenz 3a deutlich. In diesem Setting ist die Übersetzung, also die Sprachvermittlung, ein Ausdruck für die Bereitschaft, sich gegenseitig zuhören zu wollen und aufeinander einzugehen. Kommt eine systematische Übersetzung nicht zustande, so fehlt es an dieser Bereitschaft. Insofern wird es wichtig, daß MediatorInnen und ÜbersetzerInnen als Team zusammenarbeiten und ihre Gemeinsamkeiten in ihrer Arbeit entdecken.<sup>25</sup> Eine systematische Übersetzung

---

24. Eine andere Variante wäre gewesen, wenn sich die MediatorInnen dazu entschlossen hätten, in ihrer Sprache, also in deutsch zu reden. Diese Möglichkeit wurde allerdings völlig unberücksichtigt gelassen.

25. Erkennbar wurde die strukturelle Ähnlichkeit der Tätigkeiten, als im Verlauf der Sequenz 5 – die hier nicht mehr ausführlich dokumentiert ist – die eine Konfliktpartei den Übersetzungen des Übersetzers der anderen Konfliktpartei das Vertrauen entzog. Dieser Vorwurf an die ÜbersetzerInnen gerichtet, hat die gleiche Qualität wie ein Vorwurf an die MediatorInnen, daß sie nicht mehr neutral wären. In dem hier vorgefundenen Setting waren die ÜbersetzerInnen diesem Vorwurf hilflos ausgesetzt. Die MediatorInnen, die den Kommunikationsprozeß gestalten sollen, hatten keine

benötigt eine klare Kommunikationsstruktur und die Übersetzung erleichtert wiederum die gemeinsame Kommunikation. Als die ÜbersetzerInnen mit ihrer Weigerung in der Sequenz 5 die Kommunikationsstruktur zusammenbrechen ließen, ging dem eine Verletzung des bis dahin gültigen Sprecher-Modells in der Sequenz 4c voraus. So, wie das Setting von den MediatorInnen gestaltet wurde, waren die ÜbersetzerInnen die Übersetzer für die Konfliktparteien, nicht für die MediatorInnen. Im Sinne einer sinnvollen Integration der ÜbersetzerInnen in den Prozeß, den sie erkennbar unterstützen können, müssen die ÜbersetzerInnen aber für die MediatorInnen da sein. Sie müssen klar erkennbar zu *ihrem* Setting gehören.

- Insgesamt belegt die Lebendigkeit und das Engagement des Spiels, daß interkulturelle Konflikte – wenn möglich – in den jeweiligen Sprachen bearbeitet werden sollten. Durch die sprachliche Differenz verdeutlichen sich hörbar die bestehenden Unterschiede. Es wird ein Agieren der Konfliktparteien möglich, welches die tatsächliche emotionelle Betroffenheit zum Ausdruck bringt. Diese kommunizierbar zu machen, ist Aufgabe der Übersetzung und der Mediation. Verhindert wird damit eine diplomatische oder sprachlich bedingte Zurückhaltung der Konfliktparteien, die dann hervortritt, wenn man sich stattdessen darauf verständigt, in einer vermeintlich gemeinsamen Sprache den Konflikt bearbeiten zu wollen, um die Kommunikation zu vereinfachen. Das Scheitern dieser Mediation begründet sich nicht mit den zu großen sprachlichen Schwierigkeiten, sondern mit dem Umgang mit ihnen.

### **3.3 Interkulturalität als Kontextualisierung**

Unter dieser Überschrift soll die Frage diskutiert werden, wie die Interkulturalität der Konfliktparteien sich in der Art der Bearbeitung widerspiegelt.

---

Möglichkeit der Kontrolle über die Übersetzungen. Diese Möglichkeit besteht nur dann, wenn ÜbersetzerInnen und MediatorInnen als Einheit auftreten und die MediatorInnen die ÜbersetzerInnen mit ihrer Neutralität »schützen« können.

Nach der Sequenz 2b bemühen sich die MediatorInnen erkennbar darum, mit dem Erstellen eines gemeinsamen Regelwerks einen Rahmen zu gestalten, der die unterschiedlichen kulturellen Herkünfte der Konfliktparteien berücksichtigt. Exemplarisch wird dieses Bemühen in der Sequenz 3a, in der die MediatorInnen sich zunächst erkundigen, ob es irgendwelche zeitlichen Begrenzungen von ihrer Seite gibt, um danach eine für alle Parteien gültige Zeitstruktur festlegen zu können. Dies ist ein gelungenes Beispiel für eine *Kontextualisierung*. Sie beinhaltet eine Reduzierung der Komplexität von Kulturen, um für eine bestimmte Situation gemeinsame Verhaltensregeln zu bestimmen, die für alle Beteiligten zustimmungsfähig sind, ohne daß dabei die Unterschiede zum Verschwinden gebracht werden.

Implizit gehen die MediatorInnen dabei von einem Vorverständnis aus, nach dem der Mensch als ein kulturelles Wesen sich seiner Kultur als eines Fundus von Orientierungswissen bedient. Für eine bestimmte Situation X macht ihm seine Kultur Verhaltensvorschläge, die sich im Laufe der Geschichte als sinnvoll für die Handhabung dieser Situation X erwiesen haben. Die Reproduktion dieses Verhaltens vollzieht sich für die Akteure zumeist unbewußt. Damit wollen wir nicht einer vermeintlichen kulturellen Determination jeglichen menschlichen Verhaltens das Wort reden. Kulturen sind nicht statisch, sondern sie beinhalten immer auch gleichzeitig ein Potential für mögliche Veränderungen.<sup>26</sup> Wird der kulturelle Hintergrund eines Verhaltens bewußt gemacht, bleibt den Subjekten die Wahl, ihr Verhalten der gegebenen Situation anzupassen, d.h., gegebenenfalls neu auszurichten. In einer Verhandlungssituation, wie sie hier vorlag, können die Subjekte entscheiden, inwieweit sie sich wie gewohnt verhalten oder inwieweit es ihnen günstiger erscheint, vom sonst üblichen Verhalten Abstand zu nehmen, um sich auf eine gemeinsame Lösung zu einigen, der alle Beteiligten zustimmen können.

---

26. Jacques Demorgon beschreibt Kultur als Speicher für kollektive Situationsbewältigungen durch Regulierung von prä-adaptiven dialektischen Gegensätzen von Kontinuität und Wandel, Vereinheitlichung und Differenzierung, Öffnung und Abgrenzung. Vgl. Jacques Demorgon, Markus Molz: Bedingungen und Auswirkungen der Analyse von Kultur(en) und interkulturelle Interaktionen, in: Alexander Thomas (Hg.): Psychologie interkulturellen Handelns. Göttingen u.a. 1996. S. 50ff.

Die Stärke einer solchen Kontextualisierung wird in der Sequenz 3b deutlich. Der Angriff auf die gemeinsame Vereinbarung von seiten der einen Konfliktpartei kann mit dem Hinweis auf ihre zeitlich begrenzte Gültigkeit erfolgreich abgewehrt werden.<sup>27</sup>

Die Interkulturalität bei einer Kontextualisierung läßt sich also weder als Schnittmenge der vorhandenen Gemeinsamkeiten der beteiligten Kulturen verstehen, noch als die Suche nach einem Verfahren beschreiben, welches beide Kulturen gänzlich »einfangen« würde.<sup>28</sup> Gemeint sind punktuelle, temporär begrenzte Ergebnisse von Aushandlungsprozessen bezüglich eines gemeinsamen Rahmens des Verhaltens, dem alle Beteiligten zustimmen können. Ein solcher Rahmen kann durchaus auch jenseits der beteiligten kulturellen Hintergründe angesiedelt sein.

### **3.4 Kultur als Strategie**

Kultur als Strategie liegt vor, wenn die Beteiligten an einem interkulturellen Konflikt die objektiv gegebene Tatsache des Unterschieds bezüglich der kulturellen Herkunft bewußt oder unbewußt instrumentalisieren, um die Verhandlung zum eigenen Vorteil zu beeinflussen. Da diese kulturellen Unterschiede zwar objektiv gegeben sind, ihnen aber gleichzeitig die Aura des Nebulösen anhaftet, ist es für Außenstehende unmöglich, die wirkliche Relevanz zu überprüfen, halten sie doch bei interkulturellen Verhandlungen ein Potential von überraschenden Wendungen bereit. Die kulturelle Differenz wird dabei insofern instrumentalisiert, als daß mit ihr erklärt werden kann, warum ein gegenseitiges Verstehen »objektiv« gar nicht möglich ist. Argumente lassen sich so entkräften, denn

---

27. Ein Beispiel für eine mißlungene Kontextualisierung wäre die Sequenz 4c. Die MediatorInnen dulden die Intervention einer »Beraterin«. Damit wird der Kontrakt aus der Sequenz 1 gebrochen. Inhaltlich ist diese Duldung nachvollziehbar, sie schädigt aber den Prozeß. Hier hätten die MediatorInnen fragen müssen, ob die jetzt eingetretene Situation eine Neuverhandlung über das Sprecher-Modell nötig macht.

28. Dies entspräche einer Position, die hier nicht dokumentiert ist. Nämlich dann, wenn die MediatorInnen davon ausgehen, daß sie den Rahmen setzen und die Regeln formulieren und beides von den Konfliktparteien unhinterfragt übernommen werden kann, weil dieser von ihnen gesetzte Rahmen in gewisser Weise eine universelle Gültigkeit hätte.

*grundsätzliche* Andersartigkeiten bleiben unvermittelbar. Somit ist es zugespitzt möglich, sich jeder Art von Verhandlungen notfalls zu entziehen. Am Material lassen sich mehrere Stellen finden, bei denen die kulturelle Differenz ganz gezielt, wenngleich in der Form sehr unterschiedlich, eingesetzt wird.

- Das erste Beispiel findet sich in der Sequenz 2b. Dabei erleben wir eine überraschende Variante. Die MediatorInnen erklären sich den stürmischen Verlauf dieser Sequenz damit, daß sie nicht genügend auf die unterschiedlichen Bedürfnisse, die aus der unterschiedlichen kulturellen Herkunft erwachsen, eingegangen sind. Sie entschuldigen sich damit, daß sie diese Kulturen nicht genügend kennen und ermuntern die Konfliktparteien dazu, immer dann einzugreifen, wenn ihnen solche Fehler unterlaufen. In unserer Interpretation haben wir dann ausgeführt, daß dieser kulturelle Diskurs mehr über die Verschleierung der eigenen Fehler der MediatorInnen bei der Prozeßsteuerung als über die anderen Kulturen aussagt. D.h. sie konstruieren den Einflußfaktor kulturelle Differenz, um sich ein Verhalten erklärbar zu machen, welches sich ohne weiteres auch ohne diese Konstruktion erklären läßt. Damit wird aus einem durchaus nachvollziehbaren ›Sich-aufregen‹ ein exotisches Ereignis.
- Ein ganz anderes Beispiel findet sich in der Sequenz 4b. Die Selbstdarstellung der ›Opfer‹ wird eindringlicher, da sie nicht von dem ernannten Sprecher vorgetragen wird. Die MediatorInnen werden somit zu einer Instanz, von der man sich Gerechtigkeit erwartet. Auf eine solche Flut von Anklagen reagiert jeder empathische Mensch mit Verständnis, allerdings wird es dadurch gegenüber der anderen Partei fast unmöglich, dieser gleichwohl zu vermitteln, daß man weiterhin neutral ist. Da sich der Opferstatus aus der kulturellen Differenz erklärt, bewirkt die erzeugte Betroffenheit eine emotionale Bindung, die durchaus auch intendiert war, um die MediatorInnen auf die eigene Seite zu bringen. Insofern wirkt sie strategisch.

- In der Sequenz 4e wird explizit gesagt, daß es unmöglich ist, mit der anderen Seite zu sprechen, da diese nicht in der Lage ist, zuzuhören. Deshalb sollen die MediatorInnen den anderen die Dinge erklären. Damit werden die Unterschiede zwischen den Kulturen derart – strategisch – vergrößert, daß man auf fremde Hilfe angewiesen ist, damit die anderen verstehen, was man selbst zu sagen hat. Damit wird jegliche eigene Anstrengung hin zu einer gemeinsamen Kommunikation aufgekündigt.

Kultur als Strategie taucht also in verschiedenen Facetten auf, die sich auch gar nicht unterbinden lassen. In diesen Sequenzen tauchen Elemente auf, die zunächst nicht verhandelbar scheinen. Wie es gelingen kann solche Anteile zu kontextualisieren und kommunikabel zu machen, wird die zentrale Frage der Hauptstudie sein.

### **3.5 Interkulturelle Kompetenz der MediatorInnen**

Das hier vorgestellte Material belegt, daß die MediatorInnen größte Schwierigkeiten hatten, den Kommunikationsprozeß zu gestalten. Ihr Stil läßt sich dabei so skizzieren, daß sie sehr vorsichtig agierten und immer wieder ihren Willen bekundeten, das Verfahren nach den Bedürfnissen der Konfliktparteien gestalten zu wollen. Eindeutig wurde der Versuch unternommen, sogar dann empathisch mit den Befindlichkeiten der Parteien umzugehen, wenn diese die eigenen Strukturierungsversuche unterliefen. (⇒ Sequenz 2b, Sequenz 4 ganz). In ihrer ganzen Haltung drückt sich eine Offenheit<sup>29</sup> aus, der sich die eigenen gestalterischen Vorstellungen unterordnen, so daß zum einen der Eindruck entsteht, daß sie selbst nicht recht wissen, wo es langgehen soll, und wodurch es zum anderen den Konfliktparteien leicht gemacht wird, selbst den Prozeß zu strukturieren.

---

29. Diese Offenheit ist allerdings oftmals lediglich eine angekündigte. Sie entpuppt sich als Kehrseite des versuchten empathischen Ansatzes, weil sie signalisiert, daß alles zu jeder Zeit möglich ist. Die dadurch zugelassenen

Hinter dem von ihnen postulierten Ernstnehmen der Konfliktparteien (⇒ Sequenz 2a) schwimmt ihre eigene Position.

Beide MediatorInnen haben in anderen Rollenspielen ›bewiesen‹, daß sie sehr wohl in der Lage sind, einen Mediationsprozeß zu gestalten. Der Mangel an Durchsetzungsfähigkeit bezüglich der eigenen Strukturierungsvorstellungen *könnte* durchaus auf ein Unbehagen zurückgeführt werden, das sich mit der Interkulturalität der Situation begründet. Das Nicht-Wissen um das Funktionieren der anderen äußert sich in einer Vorsichtigkeit und Zurückhaltung, die immer schon erwägt, daß der eigene Vorschlag als nicht angemessen zurückgewiesen wird. Derart defensiv eingestellt, ist es aber unmöglich, die Verantwortung für den Prozeß zu übernehmen. Die Allgemeinheit, in der sie ihre Regel-Vorschläge formuliert haben, läßt darauf schließen, daß sie nach einem möglichst universellen, zumindest aber kulturübergreifenden Setting suchen, ohne ihre eigene Position als Verhandlungsmasse mit einzubringen. Sie akzeptieren dabei nicht nur die kulturelle Begrenztheit ihrer Vorschläge, sondern relativieren sie so stark, daß sie gestaltlos werden. Derart machen sie sich selbst handlungsunfähig und disqualifizieren sich als Unterstützer für eine konstruktive Konfliktbearbeitung.<sup>30</sup>

Aus dieser Analyse heraus lassen sich drei Ebenen benennen, auf denen man interkulturelle Kompetenz definieren kann:

### 1. *Kenntnisse über die beteiligten Kulturen*

In dem Material wird deutlich, daß die MediatorInnen ihre eigene Unsicherheit, wie das Setting zu gestalten wäre, mit fehlenden Kenntnissen über die beteiligten Kulturen begründen. (⇒ Sequenz 2b, 2c). In der Interpretation dieser Sequenzen haben wir darauf hingewiesen, daß es sich dabei um eine Instrumentalisierung von Kultur seitens der MediatorInnen handelte. Dennoch läßt sich grundsätzlich annehmen, daß ein interkultureller Kontext die eigene Selbstverständlichkeit des

---

thematischen Angebote der Konfliktparteien sind aber de facto noch gar nicht ›dran‹ und so ringen die MediatorInnen beständig damit, die Angebote zurückweisen und dabei gleichzeitig ihre Offenheit betonen zu müssen.

30. Dieses harte Urteil gibt Anlaß zu einem Einwand und zu einer Spekulation. Der berechtigte Einwand besteht darin, daß nach einer Woche der gezielten Wahrnehmungsfokussierung auf kulturelle Unterschiede es nicht verwundert, wenn TeilnehmerInnen nichts anderes als Kultur im Kopf haben; daß dieses Ergebnis also eher durch das Setting produziert wurde als durch Aktivitäten der TeilnehmerInnen. Die Spekulation lautet, daß die bei den beiden MediatorInnen zu

Handelns relativiert und somit verunsichernd wirkt. Auch wenn kontroverse Ansichten darüber bestehen, wieviel Kontextwissen für eine konstruktive Konfliktbearbeitung notwendig bzw. eher hinderlich ist, sind wir der Meinung, daß eine gewisse Kenntnis der kulturellen Hintergründe für eine neutrale Dritte Partei als eine Vorbereitung unerlässlich ist, um die sonst von den Konfliktparteien vorgenommene Überprüfung der eigenen Vorstellungen vorab selbst vornehmen und so selbstbewußter agieren zu können.

## *2. Perspektivenwechsel*

Die Fähigkeit, den Konflikt möglichst aus den Perspektiven der beteiligten Konfliktparteien zu erfassen, was gezwungenermaßen immer nur annäherungsweise gelingen kann, ergibt sich zum einen aus der ersten Ebene – dies wäre eine eher rationale Annäherung, zum anderen aus einem empathischen Ansatz – also einem emotionalen Zugang, einer affektiven Prozeßbegleitung (Sequenz 4c). Auch diese Fähigkeit hat eine speziell interkulturelle Besonderheit. In einem monokulturellen Kontext kann sehr leicht die Idee entstehen, daß wenn der Perspektivenwechsel gelingt, wenn der Konflikt und die unterschiedlichen Positionen verstanden werden, es jetzt nur noch darauf ankäme, auch bei den Konfliktparteien einen Perspektivenwechsel zu initiieren. Bei diesem Prozeß versuchen die MediatorInnen, die Konfliktparteien aus ihrem ›sozialen Autismus‹ zu befreien, indem sie es ihnen ermöglichen, wieder mit ihrer Gefühlswelt Kontakt aufzunehmen, um somit wieder empathiefähig zu werden.<sup>31</sup> In einem solchen Zustand fällt es leichter, auch wieder Gemeinsamkeiten zu entdecken und eine Annäherung wird möglich. Ein solcher Perspektivenwechsel fällt umso leichter, je vertrauter die andere Konfliktpartei erscheint. Bei einem interkulturellen Konflikt jedoch wird dieser Prozeß dadurch erschwert, daß das Nicht-Verstehen sehbar und hörbar bestehen bleibt, auch dann, wenn der Prozeß einer Annäherung in Gang gekommen ist. Zwar ist die Initiierung eines gegenseitigen Perspektivenwechsels möglich und notwendig, er benötigt aber mehr Zeit und mehr an gegenseitigen Erklärungen. Die MediatorInnen werden

---

beobachtende, vermehrte oder übertriebene Aufmerksamkeit für den kulturellen Aspekt etwas damit zu tun hat, daß deutsche MediatorInnen eher dazu neigen, dem Einfluß der Kultur eine besondere Bedeutung beizumessen.



in dieser Phase zu Initiatoren eines interkulturellen Lernens, das die Konfliktparteien zu einer Haltung befähigt, das Nicht-Verstehen ohne Gefühl der Bedrohung aushalten zu können. Zu einer interkulturellen Kompetenz gehört es, die vermeintliche Erschwernis, nämlich das offensichtliche Anderssein, als eine Unterstützung des Verstehensprozesses wahrnehmen zu können. Das würde bedeuten, zu einer Haltung zu gelangen, Unterschiede nicht zu leugnen, sondern sie lebbar machen zu können, d.h. das Nicht-Verstehen als Normalität zu integrieren.

### 3. *Konstruktion einer gemeinsamen Kultur*

Die dritte Ebene beschreibt die Kontextualisierung von gegebenen Unterschieden in einer bestimmten Situation in einer bestimmten Zeit. (⇒ Sequenz 3a). Damit wird eine tragfähige, temporäre neue gemeinsame Kultur beschrieben, die als Produkt einer Aushandlung erscheint. Eine solche Konstruktion setzt die Anerkennung der gegebenen Unterschiede als Grundlage für ein gemeinsames Aushandeln voraus. Der Prozeß des Aushandelns befreit von der zunächst gegebenen kulturellen Fesselung (der Rückzug auf die eigene Position, die Betonung der Unterschiede). Jede Kultur macht Angebote, um sich in einer sich verändernden Umwelt anpassen zu können. Diese Flexibilität gilt es für die gemeinsame Konstruktion zu nutzen, die notwendigerweise nicht exakt deckungsgleich mit der eigenen Kultur, gleichwohl aber auch nicht etwas gänzlich Neues, gar von außen Aufgepfropftes sein kann. Eine solche Konstruktion ist naturgemäß anfällig für Störungen, und es kommt einem Balanceakt gleich, sie zu erhalten. Dies verlangt die Kompetenz, sowohl die erreichten Einigungen verteidigen als auch ggf. Neuverhandlungen zulassen zu können.

### **3.6 Zusammenfassung und Ausblick**

Die dargestellten Ergebnisse unterstützen die Annahme, daß sich weiterführende Überlegungen zur interkulturellen Mediation nur aus einem interkulturellen Kontext ableiten lassen. Die für eine konstruktive Bearbeitung interkultureller Konflikte

---

31. Vgl. Friedrich Glasl: Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte und Berater. Bern u.a. 1994, S.38ff.

notwendige Kompetenz beinhaltet ein selbst erfahrenes und reflektiertes interkulturelles Lernen, welches sich schwerlich innerhalb einer nationalen Gesellschaft erlernen läßt. Nach unserem bisherigen Forschungsstand läßt sich sagen, daß es nicht an den Verfahren liegt, wenn eine Konfliktbearbeitung scheitert, sondern eher am Fehlen der Fähigkeit der KonfliktbearbeiterInnen, die Verfahren angemessen zu kontextualisieren. Auch wenn unbestritten bleibt, daß es bei einem qualitativen Experiment zu einem Mangel an Authentizität kommt, belegt gerade der Selbstausbildungscharakter der Seminare für die TeilnehmerInnen, daß dieser Mangel andererseits eine Reflexionsdichte erlaubt, die die Rekonstruktion und Interpretation einer so komplexen Situation wie die einer interkulturellen Mediation möglich werden läßt und so ein besseres Verstehen der Interaktionen bei einer Konfliktbearbeitung ermöglicht.

---

## 4 Literatur

- DEMORGON, Jacques/Markus, MOLZ: Bedingungen und Auswirkungen der Analyse von Kultur(en) und interkulturelle Interaktionen, in Thomas, Alexander (Hg.): Psychologie interkulturellen Handelns. Göttingen u.a. 1996.
- DEVEREUX, Georges: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt a.M. 1984.
- ELIAS, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a. M. 1987.
- FISHER, Roger/ William URY / Bruce PATTON: Getting to Yes. Negotiating Agreement Without Giving in. Ney York u.a. 1991 (deutsche Ausgabe: dies.: Das Harvard-Konzept. Sachgerecht verhandeln – erfolgreich verhandeln. Frankfurt/New York 1993).
- FLICK, Uwe: Triangulation, in Flick, Uwe/ Ernst v. Kardorff / Heiner Keupp/ Lutz v. Rosenstiel/ Stephan Wolff(Hg): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991.
- Glasl, Friedrich: Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte und Berater. Bern u.a. 1994.
- HAUMERSEN, Petra/ Frank LIEBE: Eine schwierige Utopie. Der Prozeß interkulturellen Lernens in deutsch-französischen Begegnungen. Berlin 1990.
- HOFSTEDE, Geert: Cultures and Organizations. Software of the Mind. London u.a. 1991.
- LADMIRAL, Jean-René/ Edmond Marc Lipiansky: La communication interculturelle. Paris 1989.
- LEDERACH, John Paul: Preparing For Peace. Conflict Transformation Across Cultures. Syracuse u.a. 1995.
- RADEMACHER, Helmolt/ Maria Wilhelm: Spiele und Übungen zum interkulturellen Lernen. Berlin 1991.

ROBERS, Norbert: Friedliche Einmischung. Strukturen, Prozesse und Strategien zur konstruktiven Bearbeitung ethno-politischer Konflikte, in: Berghof Report Nr. 1, Oktober 1995.

STRAUSS, Anselm L.: Grundlagen qualitativer Forschung. München 1991.

WATZLAWICK, Paul: Anleitung zum Unglücklichsein. München 1983.